

hygiene der großstadt / gesundheit und hygiene
in frankfurt / wilhelm hagen / die städtische universitäts-
klinik für gemüts- und nervenranke / das alte kranken-
haus schweinfurt / frankfurt am main und wien / die
moderne in tel aviv



in dieser ausgabe

03 editorial

Karin Berkemann

04 thema

Gesundheit und Hygiene im Frankfurt
der 1920er Jahre

Sabine Borchers

08 thema

Wilhelm Hagen – Ein Eugeniker als Stadtarzt
des Neuen Frankfurt

Wolfgang Voigt

09 thema

Hygienische Gebrauchsanweisung
für eine neue Wohnung

Wilhelm Hagen

13 thema

Forschung versus Pflege

Jörg Schilling

16 thema

Der Beitrag der ABG zu hygienischen
Lebensbedingungen

Christina Treutlein

18 thema

Gesunde und moderne Metropolen –
Frankfurt am Main und Wien

Oliver Sukrow

20 thema

Licht und Luft im „Alten Krankenhaus“
in Schweinfurt

Suse Schmuck

23 tel aviv – frankfurt

Das Erbe der Moderne in Tel Aviv

Sharon Golan Yaron



Aga Khan-Geburtsklinik, Kisumu (Kenia), 1949-51
Dr. Ernst May & Partners (Foto: DAM)

26 rezeption

Vielschichtige Perspektiven.
Zur Geschichte der HfG Offenbach
Petra Eisele

28 fotodokumentation

Die Bibliothek der Frankfurter Küchen
Laura J Gerlach

30 Lieblingsfoto der redaktion

32 ernst-may-gesellschaft / forum neues frankfurt

39 impressum



Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde der ernst-may-gesellschaft,

das Händewaschen ist zur Staatsangelegenheit geworden: Im öffentlichen Sanitärbereich raten Schilder in Wort und Bild, wie und wie lange man schäumt, spült und trocknet. An der Schwelle zu Rathäusern, Kirchen und Ladengeschäften wachen Desinfektionsmittelpender. Und Einweghandschuhe schützen allerorten vor der fremden Berührung. Wo wir coronabedingt das soziale Distanzieren üben müssen, kämpfte das Neue Bauen um soziales Wohnen. Mehr Licht und Luft, lautete die Parole, und zwar sofort und für alle. Ein aufgeräumtes, sauberes Umfeld sollte für ein gelingendes, gesundes Leben sorgen.

Im vorliegenden maybrief dreht sich daher alles um den Schwerpunkt „Hygiene“. Die Zeit zwischen den zwei großen Kriegen war reich an Bauaufgaben, die der gesellschaftlichen und gesundheitlichen Ordnung dienen sollten. So einig sich die reformwilligen Architekten dabei im Ziel waren, so leidenschaftlich wurde um die rechte Form gerungen. Wie viel schützenden Raum brauchen seelisch Kranke – und wie viel Freifläche nutzt ihnen? Wie gestaltet man im privaten Umfeld klare Möbel und Oberflächen, die sich leicht reinigen lassen? Die architektonischen Konzepte für den Wohnungs-, Krankenhaus- und Städtebau jener Jahre waren allumfassend.

Zwischen Wien und Schweinfurt, Frankfurt und Tel Aviv entfalten die maybrief-Autorinnen und -Autoren lesenswerte Beispiele und Biografien rund um das Bauen für ein gesundes Leben. Dabei wird auch die drohende Grenzüberschreitung einer

„Sozialhygiene“ nicht ausgespart. Denn wo man das Umfeld vieler im großen Stil ordnen will, wird aus Kontrolle rasch Bevormundung. Jede Generation muss dafür eine neue Balance ausbilden. Seit diesem Sommer ist vermehrt auf Transparenten zu lesen: „I can't breathe // Ich bekomme keine Luft.“ Diese Zeile – letzte Worte bei Polizeigewalt, die mit dem Afroamerikaner George Floyd jüngst traurige Berühmtheit erlangten – wurde zum Leitspruch der Black-Lives-Matter-Bewegung. Seit der Corona-Virus die USA besonders schwer heimgesucht hat, bekommt der Slogan eine neue Bedeutung. Betroffen sind dort vor allem farbige Bevölkerungsgruppen. Sie arbeiten häufig in kontaktintensiven Berufen, haben kaum Zugang zum Gesundheitssystem und leben oft in sozial benachteiligten Quartieren. Ungerechtigkeit und Unfreiheit drücken vielen von ihnen die Luft ab.

Wie wichtig der ungehinderte Blick ins Grüne, der Balkon oder der kleine Garten sind, lässt sich spätestens nach einigen Wochen Lockdown nicht mehr leugnen. Die Form des scheinbar privaten Wohnens gerät einmal mehr zum Gradmesser für gesellschaftliche Freiheiten. Jede Woche wird neu diskutiert und ausgehandelt, welche Rechte (auf Raum, Bildung, Kultur, Konsum) eingeschränkt werden dürfen oder müssen – im Namen der Gesundheit. Ergebnis offen.

In diesem Sinne: Holen Sie einmal tief Luft und springen Sie beherzt ins Neue Jahr!

Karin Berkemann
(scheidendes Vorstandsmitglied der ernst-may-gesellschaft)

Gesundheit und Hygiene im Frankfurt der 1920er Jahre

Von Sabine Borchers, Frankfurt am Main

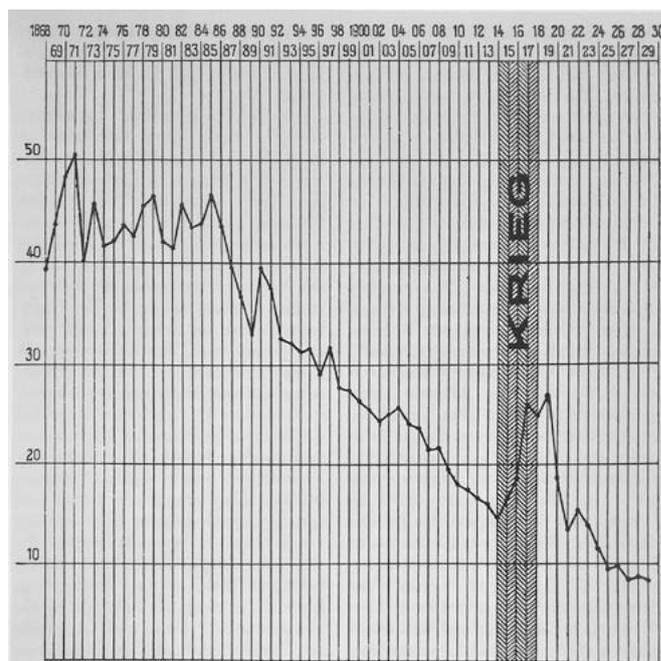
Die städtische Hygiene war in den 1920er Jahren ein vorherrschendes Thema, vor allem aufgrund der großen Armut und Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg, die Seuchen begünstigten. Die Fürsorge für Kranke, aber auch für Kinder und Jugendliche bildeten die Hauptaufgabe des gerade neu gegründeten Frankfurter Gesundheitsamtes, in dem aber auch die Ideen der „Sozialhygiene“ bereits eine Rolle spielten

Zu Beginn der 1920er Jahre litt Frankfurt nach wie vor unter den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs und der daraus resultierenden starken Inflation. Die Folgen von Armut und Wohnungsnot für die Gesundheit der Bevölkerung waren erheblich. Mangelernährung und beengte Wohnverhältnisse mit schlechter Luftzufuhr hielten die Zahl der Menschen mit ansteckenden Krankheiten wie Diphtherie oder Typhus auf hohem Niveau. Besonders stark verbreitete sich die Tuberkulose. Die Todesrate stieg rapide, wie eine Untersuchung aus dem Gesundheitsamt zeigt, die für das Jahr 1914 rund 15 Todesfälle auf 10.000 Einwohner ausweist. Fünf Jahre später lag die Zahl bei mehr als 25. Erst ab dem Jahr 1925 sank sie erstmals unter zehn. Wie stark die Lebensumstände in der Stadt die Ausbreitung der Krankheit begünstigten, stellte der damalige Leiter des Gesundheitsamtes, Karl Schlosser, bereits 1919 fest: Nicht einmal die Hälfte der 1.322 in Frankfurt in dem Jahr überwachten ansteckenden Tuberkulösen hätten ein eigenes Schlafzimmer, elf Prozent teilten sich dieses mit zwei oder mehr Personen. „56 Kranken konnte ein Bett nur deshalb nicht geliefert werden, weil der Raum zum Aufstellen fehlte.“ Die Tuberkulose-Fürsorge zählte damit zu den vordringlichsten Aufgaben des in Frankfurt im Jahr 1917 gegründeten Gesundheitsamtes.

Ein Bewusstsein dafür, dass Fragen der Hygiene und Stadtentwicklung Einfluss auf die Gesundheit der Bevölkerung haben, bildete sich in der Messestadt Frankfurt schon sehr früh heraus. Der erste Stadtarzt ist bereits im Jahr 1381 urkundlich nachgewiesen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstand schließlich ein umfassend behördlich geregeltes öffentliches Gesundheitswesen. Man sah bereits damals in einer nicht naturgemäßen Lebensweise der

Menschen, begünstigt durch enge Wohn- und mangelhafte hygienische Verhältnisse in der Stadt, die Verursacherin von Krankheiten oder Seuchen und stellte in den „dumpflichten engen Straßen“ eine höhere Sterblichkeit fest.

In den 1920er Jahren sorgten Fortschritte in der Medizin, im Krankenhauswesen sowie in der Hygiene dafür, dass die Sterblichkeit erheblich sank. Seuchen gab es aber nach



Tuberkulose-Todesfälle auf 10.000 Einwohner in Frankfurt 1868-1929. Diagramm von Richard Oxenius 1930 (Quelle: Thomas Bauer, Vom „stede arzt“ zum Gesundheitsamt, Frankfurt 1992, S. 63)

wie vor. Und so blieb die städtische Hygiene auch in der modernen städtebaulichen Gestaltung Frankfurts ein wichtiger Faktor. Den veränderten Lebensbedingungen ihrer Zeit setzten die Architekten des Neuen Frankfurt etwa eine neue Nähe zur Natur entgegen. Die Gesundheit der Menschen war ihnen ein wichtiges Anliegen. „Eine unheilvolle Krankheit aller Großstädte ist darin zu erblicken, dass sie die Menschen zu einer ihnen von Natur aus nicht bestimmten einseitigen Lebensweise verurteilen. Die Folgen dieses unnatürlichen Lebens äußern sich in der Verkümmern des menschlichen Körpers, wie des menschlichen Geistes“, schrieb Ernst May 1926 im Jahrbuch der Frankfurter Bürgerschaft, um drei Jahre später zu den geplanten Wohnungen für das Existenzminimum festzustellen: „Mit größter Aufmerksamkeit wird der Wohnungspolitiker die Barometer der Volksgesundheit beobachten müssen und aus ihrer Registrierung seine Konsequenzen ziehen.“ (DNF 11.1929, S.210). Die Architekten holten sich daher medizinische Experten in ihr Team. So zählte Dr. Wilhelm Hagen, seit 1925 Stadtmedizinalrat und Leiter der Gesundheitlichen Jugendfürsorge im Gesundheitsamt, zu den Autoren der Zeitschrift *Das Neue Frankfurt*.

Der Fokus der Ärzte des Gesundheitsamtes lag zum einen auf der Seuchenbekämpfung, zum anderen auf der Gesundheit von Säuglingen und Schulkindern, also der besagten Jugendfürsorge. Während sich in den Jahrzehnten zuvor eine Vielzahl von privaten Stiftungen und Vereinen um das Wohl Jugendlicher und Bedürftiger gekümmert hatte, übernahmen in den Kriegs- und Inflationszeiten, durch die sich die Zahl schlecht oder gar nicht versorgter Kinder erheblich erhöhte, zunächst das Jugend- und das Wohlfahrtsamt diese Aufgaben. Doch schnell wurde klar, dass es dabei ärztlicher Mitwirkung bedurfte. In den 1920er Jahren bündelte das Gesundheitsamt, das in Räumen des Römers hin zur heutigen Braubachstraße eingerichtet war, alle Arbeiten auf „ärztlichem, stadthygienischem sowie sozialhygienischem Gebiet“. Dazu zählten die Krankenhäuser, die Beratungsstelle für Frauen und Mädchen sowie die Fürsorgestellen für Krebskranke und für Gemüts- und Nervenranke, die Schulärzte und die sogenannte Krüppelfürsorge, das Hygienische Institut und das Nahrungsmittel-Untersuchungsamt. Dass für viele dieser Unterabteilungen der Fürsorgebegriff im Namen bestehen blieb, kann als Hinweis darauf gesehen werden, dass es dem Amt immer auch um die Gesundheitsvorsorge ging, wie sie landesweit in dieser Zeit propagiert wurde: „Seit Jahrzehnten hat sich bei uns immer klarer die Erkenntnis durchgesetzt, dass die Kunst, den kranken Menschen wieder gesund zu machen, nur der kleinere Teil der Aufgabe des Arztes ist, – dass aber der größere Teil dieser Aufgabe darin besteht, den gesunden



Plakat zur Ausstellung „Der Mensch“, 1927 (Foto: ISG)

Menschen davor zu bewahren, krank zu werden“, warb etwa die Preußische Regierung 1926 für die Reichsgesundheitswoche.

Um der Tuberkulose in der Stadt Herr zu werden, betrieb das Gesundheitsamt in Kooperation mit dem „Frankfurter Verein Tuberkulosefürsorge“ eine Fürsorgestelle, die zunächst in der Börsenstraße 20, schließlich in der Stiftstraße 39 angesiedelt war. Sie erfüllte beispielsweise die gesetzliche Meldepflicht für alle Erkrankten. Nach und nach setzte es sich durch, dass, wenn beim Armenamt, den Ortskrankenkassen oder dem Wohnungsamt ein Tuberkulose-Kranker vorsprach, er direkt der Fürsorgestelle zugewiesen wurde. Sie zahlte nach Möglichkeit auch eine finanzielle Unterstützung aus, selbst wenn sie von anderer Stelle kam. Darüber hinaus übernahm sie den Bettenverleih, gab Mietzuschüsse und organisierte Wohnungsdesinfektionen. Man



Großmarkthalle, Zentralküche der Städtischen Schulkinderspeisung (Foto: Martin-Elsaesser-Stiftung)

beschäftigte Krankenschwestern, die die Patienten in den städtischen Kliniken besuchten und dafür sorgten, dass diese anschließend „in geordnete hygienische Verhältnisse“ entlassen wurden.

Im Fokus der städtischen Gesundheitsvorsorge standen aber vor allem die Kinder, für die Dr. Wilhelm Hagen zuständig war. Sein Aufgabengebiet war ausgesprochen vielfältig. Es begann mit dem Wohl der Säuglinge. 1925 gab es 22 Säuglings-Beratungsstellen im Stadtgebiet, die Mütter unterstützten, etwa, wenn ihr Kind unter der damals weit verbreitete Rachitis litt. Man versuchte zudem, sie mithilfe von Prämien dazu zu ermutigen, ihr Kind zu stillen. Besonders schwächliche und unterernährte Säuglinge nahm die Stadt in dem 1920 übernommenen Kinderheim in der Böttgerstraße auf. Es war zugleich eine staatlich anerkannte Säuglings-Pflegeschule, in der Pflegerinnen ausgebildet wurden. Die Arbeit der Säuglingsfürsorge zeigte über die Jahre große Erfolge. So sank die Sterblichkeit der Säuglinge in Frankfurt von 17 Prozent im Jahr 1905 auf sieben Prozent in 1925.

Das Gesundheitsamt sorgte ebenso für eine gesundheitliche Überwachung der Kindergärten und Schulen. Seit dem Krieg gab es eine Schulkinderspeisung. Die städtischen Ärzte

wählten diejenigen aus, die das Mittagsangebot in Anspruch nehmen durften und entschieden auch bei der Auswahl der Speisen und der geeigneten Portionsgrößen mit. Dabei lag das Augenmerk immer stärker auf der Vorsorge, so dass selbst gesunde Kinder ein zusätzliches Frühstück erhielten. Entsprechend stieg die Anzahl der ausgegebenen Essen von gut vier Millionen Portionen im Jahr 1925 auf über sechseinhalb Millionen Essen 1930. Hergestellt wurden sie in einer Zentralküche, die lange Zeit nur provisorische Räume unterhielt. Mit dem Bau der Großmarkthalle entwarf Martin Elsaesser einen Anbau, in dem diese Küche ab 1927 erstmals moderne eigene Räume erhielt.

In den Schulen wurden die Kinder damals, ähnlich wie heute, regelmäßig untersucht. Im schulärztlichen Dienst waren zu Beginn der 1920er Jahre 14 nebenamtliche und sechs hauptamtliche Schulärzte tätig, die Wilhelm Hagen unterstanden. Sie hielten in den Volks- und Mittelschulen alle 14 Tage Sprechstunden ab und führten regelmäßig Reihenuntersuchungen in den neuen Klassen, in den 5. Jahrgängen und bei den Schulabgängern durch. Dabei wurde sogar eine ärztliche Berufsberatung angeboten. Wurde ein Schüler für krank befunden, überwies ihn der Schularzt an einen niedergelassenen Kollegen. War eine fachärzt-

liche Sonderberatung notwendig, standen dafür ein Schulohrenarzt, ein Schulaugenarzt und ein ärztlich geleitetes, der städtischen Hals- und Nasenklinik angegliedertes Ambulatorium für Stimm- und Sprachstörungen zur Verfügung.

Im Inflationsjahr 1923 musste die Stadt allerdings Kosten einsparen. Sie gestaltete das Schularztwesen um und richtete zentral gelegene Jugendberatungsstellen ein. Diese kümmerten sich um Kinder aller Altersklassen, vom Zweijährigen bis zum 18-Jährigen. Dabei wurde mit Unterstützung von Bezirksfürsorgerinnen zugleich entschieden, wer in die Erholungs- und Ernährungsfürsorge, in Luftbäder oder Heime aufgenommen werden sollte. Im Jahr 1925 zählten insgesamt 22 solcher Jugendberatungsstellen des Gesundheitsamtes 18.376 Untersuchungen und Beratungen. In der Schulzahnarztambulanz wurden im Schuljahr 1923/24 insgesamt 502 Klassen mit fast ebenso vielen Schülern registriert. Die Zahl der Zahngesunden stieg im Verhältnis zum Sozialstatus und war entsprechend an den Volksschulen niedriger als an den höheren Schulen. Insgesamt litten damals 61,1 Prozent der Frankfurter Schüler an Karies. Psychologische und sozialpädagogische Aspekte erhielten zu dieser Zeit einen immer höheren Stellenwert in der Jugendfürsorge. So verfügte das Gesundheitsamt über eine eigene Jugendsichtungsstelle, die die körperlich-seelische Veranlagung von Kindern und Jugendlichen zu untersuchen hatte. Aufgrund dessen wurden Eltern zur Schulwahl, zur Erziehung allgemein beraten und ihnen in bestimmten Fällen sogar die Unterbringung des Kindes in städtischen Einrichtungen nahegelegt.

In einer weiteren Abteilung mit dem Titel „Übrige soziale Hygiene“ kümmerte man sich unter anderem um die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Der Begriff „Sozialhygiene“ kam bereits Mitte des 19. Jahrhunderts in der französischen Hygienebewegung auf. Man verstand darunter die Wechselwirkung zwischen dem Gesundheitszustand des Menschen und gesellschaftlichen Einflüssen wie Hygiene, Bevölkerungsdichte und Ernährung. Der Mediziner und SPD-Reichstagsabgeordnete Alfred Grotjahn entwickelte daraus Anfang des 20. Jahrhunderts eine Erbgesundheitslehre, die später von den Nationalsozialisten für ihre Zwecke, etwa die Euthanasie, genutzt wurde. Die völkischen Rassenhygieniker erreichten aber bereits in der Weimarer Republik, die sich durch eine rege Vortrags- und Diskussionskultur auch auf dem Gebiet des Gesundheitswesens auszeichnete, eine breite Öffentlichkeit. Die Ideen hielten schließlich Einzug in staatliche Institutionen. Bereits 1920 beschloss die deutsche Nationalversammlung

die Einführung eines eugenischen Merkblattes mit Warnungen vor eventuell erbkrankem Nachwuchs, die Standesbeamte vor jeder Eheschließung aussprechen sollten. Sie lehnte allerdings mögliche Eheverbote strikt ab.

Institutionalisiert wurde diese Auffassung sehr früh in den Eheberatungsstellen der Gesundheitsämter. In Frankfurt wurde im November 1924 eine solche eingerichtet, mit folgender Begründung: *„Eine gewaltige Zahl von gesundheitlich minderwertigen Individuen, besonders Geisteschwachen, Krüppeln, Taubstummen, Blinden fällt der Allgemeinheit dauernd zur Last. In dem Bestreben, ihre Menge zu mindern, treffen sich alle, die sich mit der Volksgesundheitspflege befassen.“* Ihre Aufgabe bestand darin, Ehe Kandidaten unter erbgesundheitlichen Gesichtspunkten zu beraten. Das Misstrauen der Bevölkerung gegenüber dem starken Eingriff in die Privatsphäre war offenbar groß. Trotz wiederholter Versuche, die Beratung mit Plakaten und Rundfunksendungen bekannt zu machen, wurde sie nur sehr spärlich genutzt. Eine Eheschließung verhindern konnten die Berater ohnehin nicht, dazu fehlte ihnen die gesetzliche Grundlage, die schließlich die Nationalsozialisten im Januar 1934 mit dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses schafften.

Die Autorin

Sabine Borchers ist freiberufliche Journalistin und Autorin von Publikationen über die Frankfurter Stadtgeschichte, etwa über den Palmengarten und Frankfurter Frauenorte. Ihr Buch zum 100. Geburtstag des Frankfurter Gesundheitsamtes erzählt die Historie des Amtes von der Gründung bis zur Gegenwart und legt einen Schwerpunkt auf dessen Rolle in der NS-Zeit.



Zum Weiterlesen

Borchers, Sabine: *Aufklärung, Vorsorge, Schutz. 100 Jahre Gesundheitsamt der Stadt Frankfurt*, Henrich Editionen, Frankfurt 2017

Wilhelm Hagen – Ein Eugeniker als Stadtarzt des Neuen Frankfurt

Von Wolfgang Voigt, Frankfurt am Main

Im Städtebau – nicht nur in Frankfurt – war die Hygiene vor hundert Jahren ein Thema ersten Ranges. Die vor 1918 entstandenen Quartiere der ärmeren Bevölkerung waren oft eng und schlecht gebaut. Verseuchtes Trinkwasser, eine hohe Wohndichte und gemeinschaftliche Toiletten waren ein Nährboden für ansteckende Krankheiten

Der Kampf für bessere Wohnverhältnisse diente daher stets auch Fortschritten in der Hygiene. Das Bündnis zwischen den Medizinern der öffentlichen Gesundheitspflege, Wohnungsreformern und Architekten war somit ein wichtiger Impuls für die Architekturmoderne.

Die mit den Lebensbedingungen der Menschen befasste Sozialhygiene hatte in der „Rassenhygiene“ eine heute gerne vergessene Schwester, die ebenfalls mit der Wohnreform verbunden war und auch mit dem Neuen Frankfurt Berührung hatte. Auch „Eugenik“ genannt, entwickelte sie sich unabhängig vom völkischen Rassismus. Als Grundlagen dienten die Evolutionslehre von Charles Darwin und die von Gregor Mendel an Pflanzen entwickelten, jedoch noch sehr rudimentären Erkenntnisse über biologische Vererbung. Sie operierte als Pseudowissenschaft, weil sie spekulativ einen angeblich zwingenden Zusammenhang der „Keimesanlagen“ des Menschen nicht nur mit körperlichen, sondern auch mit sozialen und charakterlichen Eigenschaften behauptete. Ziel war die Verhinderung einer angeblich drohenden biologischen „Entartung“ der Bevölkerung, ausgehend von der unkontrollierten Fortpflanzung „minderwertigen“ Erbguts, und umgekehrt die „Aufartung“ der „erbgesunden“ Mehrheit durch geeignete Maßnahmen. Zur Blüte kam diese Strömung bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als 1905 in Berlin die Gesellschaft für Rassenhygiene gegründet wurde.

Schon früh wurden Verbindungen zu den Reformern im Städtebau hergestellt. 1909 sind die führenden Protagonisten der deutschen Rassenhygiene auch Mitglieder im erweiterten Vorstand der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft. Das zuerst in England propagierte Modell der Gartenstadt entwickelte sich zum urbanistischen Leitbild. Das Stadtwachstum sollte sich nicht mehr in hoher Dichte und ring-

förmiger Ausdehnung vollziehen, sondern in Gestalt in die Landschaft gestreuter Satelliten-Siedlungen, die ein naturnahes Wohnen erlaubten. Ernst May hatte die ersten „garden citys“ während seiner Aufenthalte in England vor dem Ersten Weltkrieg kennengelernt. Unter dem Bezeichnung „Trabanten-System“ machte er das Modell in den 1920er Jahren zu seiner eigenen Marke und wenig später zum leitenden Prinzip der Stadtplanung in Frankfurt.

Die Rassenhygieniker waren keine Außenseiter der Gesellschaft. Ihre Anhängerschaft reichte einst von rechtsaußen bis in die Sozialdemokratie, wo besonders Karl Kautsky, Otto Neurath und Alfred Grotjahn mit eugenischen Positionen hervortraten. Zur „Menschenzucht“ bekannte sich in den 1920er Jahren der Oberbürgermeister von Berlin, Gustav Böß: *„Dass Pferde und andere Tiere gezüchtet werden, erscheint jedem als eine Selbstverständlichkeit. Dass auch Menschen herangezüchtet werden müssen, sollte doch selbstverständlich sein.“* Der sozialdemokratisch regierte preußische Staat verabschiedete 1926 einen Runderlass zur „Förderung rassehygienischer Bestrebungen“.

Ein Eugeniker aus dem linken Spektrum war der medizinische Supervisor des Neuen Frankfurt, der Arzt und Stadtmedizinalrat Wilhelm Hagen (1893–1982). Im Milieu der Jugendbewegung sozialisiert, hatte er sein Medizinstudium zu Beginn des Ersten Weltkriegs unterbrechen müssen, worauf er als militärischer Unterarzt an verschiedenen Fronten tätig war. Nach der Novemberrevolution zog er zur Fortsetzung des Studiums nach München. Als Student beteiligte er sich 1919 an der Münchner Räterepublik und wurde dafür mit einigen Monaten Festungshaft bestraft. Dass er diesen Teil seiner Biografie später verschwieg, nahmen die Nationalsozialisten später als Anlass, ihn aus seiner Frankfurter Stellung zu entfernen.



Wilhelm Hagen (Foto: ISG)

1923 wurde Hagen Stadtarzt in Höchst. Durch Fachpublikationen und insbesondere durch die in Höchst erzielten Resultate, die hinsichtlich der Vermehrung der Geburten und

der Senkung der Säuglingssterblichkeit besser ausfielen als in Frankfurt, wurde man in der Nachbarstadt auf den jungen Arzt aufmerksam. Als 1925 mit der Ankunft Ernst Mays das Projekt des Neuen Frankfurt in Gang kam, wurde auch Wilhelm Hagen nach Frankfurt berufen und als Leiter der Kinder- und Jugendfürsorge im Stadtgesundheitsamt angestellt.

Hagen bejahte die Großstadt, die er als „Lebensboden des größeren Teils der Bevölkerung“ anerkannte. Die im Neuen Frankfurt verkörperte Vision der neuen Lebensweise wurde von ihm geteilt; er selbst bezog mit seiner Familie ein Haus in der Siedlung Höhenblick. Die „gesundheitsstrotzenden, braunen Körper unserer Siedlungskinder“ waren ihm Beweis für den Segen des naturnahen Wohnens und des Aufenthalts an frischer Luft. Eine von Hagen publizierte „Hygienische Gebrauchsanweisung für eine neue Wohnung“ war als Dialog zwischen Hausfrau und Arzt gehalten. Das darin enthaltene Bekenntnis des Arztes war auch das seine: „Die ganze neue Bauweise verfehlt ihren Sinn, wenn die Menschen ihren altmodischen Stadttrott weiterleben. Der weite Weg zur Arbeit lohnt sich nur, wenn wir die Natur, Licht, Luft und Sonne recht in unsere Wohnungen hereinlassen. Wenn

reprint

Hygienische Gebrauchsanweisung für eine neue Wohnung

Von Stadtmedizinalrat Dr. W. Hagen

Die Hausfrau: Es freut mich, Herr Doktor, daß Sie uns in unserer neuen Wohnung besuchen. Sie haben ja unsere alte Stadtwohnung gekannt und werden verstehen, daß ich im großen und ganzen recht glücklich bin. Ich möchte aber doch gern Ihre Meinung über einige Einrichtungen hören, die ja sicher sehr hygienisch sind, mit denen ich aber noch etwas auf dem Kriegsfuß stehe. Vielleicht begleiten Sie mich durch unser kleines Haus. Da sind z. B. schon die Steinfliesen im Hausgang. Der Parkettboden in meiner alten Wohnung war viel schöner, hier mag ich noch so sehr bohnen, einen richtigen Glanz bekommen sie nicht.

Der Arzt: Aber, verehrte Frau, Sie vergessen, daß Sie in Ihrer Stadtwohnung den Straßenschmutz auf Ihrer Treppe gelassen haben, während Sie hier gleich von der Straße ins Haus kommen und bohnen dürfen Sie diese Fliesen nicht, an dem Wachs bleibt nur der Schmutz hängen. Der Steinboden ist ja deswegen da, daß Sie mit einem feuchten

Aufwaschen den Straßenschmutz, die Hauptstaubquelle im Hause, täglich radikal ohne große Mühe beseitigen können. Diese Solenhofer Platten werden ja auch nicht wie die Kunststeine zerkratzt und unansehnlich, sondern im Gegenteil ihre Oberfläche wird im Gebrauch nur schöner. Alle Vierteljahre einige Tropfen Öl (Tropfen!) genügen für ihre Pflege und nun steigen wir in den Keller.

Die Hausfrau: Sie wollen natürlich die gräßliche Heizung sehen.

Der Arzt: Wieso gräßlich, haben Sie gefroren?

Die Hausfrau: Nein, gefroren nicht, es war sehr schön warm, mein Mann sagte, so schön warm wie auf dem Bureau, aber wir waren alle in diesem Winter erkältet, die Zentralheizungen sind eben ungesund.

Der Arzt: Nur wenn man sie falsch behandelt. Sie haben zu warm gehabt, genau so, wie es auf den Bureaus immer zu warm ist. Heizen Sie Ihren Ofen ebenso vorsichtig und

wir mit Wasser und Wind wieder gut Freund werden und wenn wir uns entschließen, an Hausrat und Lebensgewohnheiten das Überflüssige so gründlich wegzulassen, wie dies an den Fassaden dieser Häuser geschehen ist.“

Verstörend wirkt dagegen Hagens Beitrag im April/Mai-Heft 1931 von *Das Neue Frankfurt*, in dem er unter dem Titel „Die Großstadt als biologisches Problem“ einen Forderungskatalog präsentierte:

„Wir fordern

- › vom Städtebauer Auflockerung der Altstadt, rasche Verbindung mit dem Arbeitsplatz, Grünflächen, Sportplätze,
- › vom Wohnungsarchitekten billige Wohnungen, sauber, zweckmäßig, möglichst mit Garten (...),
- › vom Sozialhygieniker Konstitutionsverbesserung, Förderung der Leistungsfähigen, Hilfe für die Kranken, aber auch Einschränkung der Minderwertigen durch Geburtenregelung und Fortpflanzungskontrolle ...“

Die Ausgrenzung als „minderwertig“ abgestempelter Bevölkerung deckte sich mit den Strategien der Rassenhygiene. Allerdings war die von Hagen geforderte systematische Fortpflanzungskontrolle zu diesem Zeitpunkt noch nicht etabliert. Die zwangsweise Sterilisierung wurde erst 1934 nach der NS-Machtübernahme durch das Reichsgesetz „zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933 eingeführt. Es war der erste Schritt in einer Entwicklung, die in den organisierten Mord an körperlich, geistig und seelisch behinderten Menschen mündete.

War schon das 1933 beendete Neue Frankfurt ein Projekt der Menschenzucht? Ein Bekenntnis wie das oben zitierte des Berliner Bürgermeisters ist von Ludwig Landmann, dem Oberbürgermeister und Initiator des Neuen Frankfurt nicht bekannt. Die einzige eindeutige Äußerung, die im maßgeblichen Organ *Das Neue Frankfurt* zu finden ist, war der zitierte Artikel von Wilhelm Hagen. Er erschien zu einem Zeitpunkt, als das Neue Frankfurt in seinen letzten Zügen lag und die von rastlosem Planen geprägte aktive Phase schon beendet war. Das Reich hatte die Vergabe von Hauszinssteuerdarlehen eingestellt, Ernst May war mit seiner

Fortsetzung: Hygienische Gebrauchsanweisung für eine neue Wohnung

sparsam, wie Sie es bei Ihrem Kachelofen gewohnt waren, dann wird das schon besser werden.

Die Hausfrau: Ja, wieviel Grad soll man denn eigentlich in der Wohnung haben? Ich denke 20 Grad.

Der Arzt: Das ist bestimmt zu viel, aber die Gradmessung ist überhaupt nicht maßgebend. Der Hygieniker sagt: „Die niedrigste Behaglichkeitstemperatur ist die beste“. Sie heizen also richtig, wenn es gerade so warm ist, daß Sie es eigentlich garnicht merken, daß geheizt ist und dabei nicht frieren. Wenn Sie es durch größere Wärme behaglicher machen wollen, so wird es in Wirklichkeit unbehaglicher und die Abwehrkräfte Ihres Körpers schlafen ein, Sie „erkälten“ sich durch allzu große Wärme.

Die Hausfrau: Kann man eigentlich in einem solchen Keller auch Lebensmittel aufheben?

Der Arzt: Gewiß, wenn Sie Ihre Heizungstüre schließen und ein Fenster offen halten (außer bei starkem Frost). Der Vorzug der Warmwasserheizung ist ja, daß die Leitungsrohre nicht das ganze Haus überhitzen, wie bei den Dampfheizungen.

Die Hausfrau: Denken Sie, in meinem Lüftungsschrank in der Küche ist mir in diesem Winter die Milch eingefroren.

Der Arzt: Er ist also gut, trotz des von Ihnen zu argwöhnisch als unzureichend empfundenen Lüftungsgitters. Natürlich kann er nur dann die Nahrungsmittel frisch halten, wenn die Außentemperatur der Frischhaltetemperatur entspricht. Bei einem so grimmigen Winter gehören empfindliche Nahrungsmittel, wie Gemüse, ebenso in den Keller wie im Sommer, wenn die Sonne auf das Lüftungsloch scheint, die Butter. Der kleine Schrank verhält sich eben wie eine Speisekammer, und nicht wie ein Eisschrank.

Die Hausfrau: Die Küche ist sonst recht hübsch und unser Wohnzimmer mit dem Ausgang zur Gartenterrasse ist entzückend. Über die Terrasse hätte mein Mann gern einen Glasverschlag, aber die Gesellschaft erlaubt es leider nicht.

Der Arzt: Und ganz mit Recht. Denn diese, leider so beliebten Glasveranden nehmen dem dahinter liegenden Zimmer doch viel Licht weg, die lebenswichtigen ultravioletten Strahlen kommen auch durch das Glas nicht hin-

Mannschaft in die UdSSR abgewandert. Was es in Frankfurt während der Ära May indessen gab, war eine schon vor seiner und Hagens Berufung eingeführte Eheberatungsstelle im Stadtgesundheitsamt, in der ab 1924 Heiratswillige in „erbgesundheitslicher“ Hinsicht beraten wurden. Die Rassenhygiene war somit präsent, aber sie war kein Bestandteil des umfassenden Programms, das das Neue Frankfurt sich gegeben hatte. Zu einer Hochburg der rassehygienischen Erfassung mit hunderttausenden Karteikarten aus der gesamten Stadtbevölkerung wurde Frankfurt erst unter Hagens Nachfolger im Gesundheitsamt, Dr. med. Fischer-Defoy.

Nach seiner Entlassung durch den NS-Magistrat arbeitete Hagen in seiner Heimatstadt Augsburg als praktischer Arzt. Als im Herbst 1940 für die „Verwaltungsmedizin“ in den besetzten Gebieten Bewerber gesucht wurden, sah Hagen die Chance, möglichst in einer Großstadt in Frankreich „wieder in die alte Arbeit hineinzukommen“. Stattdessen verpflichtete man ihn Anfang Januar 1941 ins polnische Generalgouvernement auf die Stelle des Stadtarztes in Warschau. Obwohl dort Seuchen grassierten, zeigten

die deutschen Behörden an der Gesundheit der einheimischen Bevölkerung nur begrenztes Interesse, am wenigsten bei den im Ghetto zusammengepferchten Juden. Mit der SS kam es zum Konflikt über die von Hagen geforderte medizinische Gleichbehandlung von an Tuberkulose erkrankten Polen und Deutschen. In Briefen an den Reichsgesundheitsführer Conti klagte Hagen über grausame Behandlung von Polen und beantragte seine Ablösung, die ihm nicht gewährt wurde. Hagen protestierte auch gegen einen Plan der Führung des Generalgouvernements, im Zuge der Umsiedlung von Polen, die deutschen „Wehrbauern“ Platz machen sollten, mit den für den Arbeitseinsatz nicht brauchbaren Alten und Kindern unter zehn Jahren so zu verfahren wie mit den Juden, das heißt sie zu töten. Am 7. Dezember 1942 schrieb er einen Beschwerdebrief an Hitler, in dem er u. a. darlegte, dass unterversorgte Menschen die erwartete Arbeitsleistung nicht erbringen könnten. Damit war er für die Behörden endgültig untragbar geworden; er durfte seinen Posten im Frühjahr 1943 verlassen. Der sofortige Eintritt in die Wehrmacht rettete ihn vor drohenden Repressalien.

reprint

durch. Die Lüftung ist erschwert, Sie können nicht mehr den Frühlingswind einmal herzlich durch das ganze Haus wehen lassen, und außerdem kann man diese Glasdächer nur in der Übergangszeit brauchen. Im Winter sind sie zu kalt und im Sommer schlimme Treibhäuser. Ist es nicht auch jetzt in der warmen Sonnenecke auf der Terrasse oder auf dem Dachgarten schöner, als in einem Glaskasten? Übrigens, wollen Sie nicht Ihren seidenen Lampenschirm durch eine schöne Glasglocke ersetzen? Er ist nur ein Staubfänger und raubt Ihnen das Licht. Kleine Räume aber müssen besonders hell und luftig sein. Deshalb dürfen Sie sich die breiten Fenster auch nicht mit dicken Stores und Dekorationen verhängen. Daß Sie von Ihren alten Renaissancemöbeln einige Beine amputiert haben, die Tische und die Stühle niedriger geworden sind, und die Nippaschen verschwunden sind, rechne ich Ihnen übrigens hoch an.

Die Hausfrau: Es ging garnicht anders und war mir zuerst sehr schmerzlich; allmählich finde ich es beinahe sogar schön. Das Schönste an der ganzen Wohnung ist aber

doch das Badezimmer, nur schade, daß man es so selten benutzt.

Der Arzt: Selten???. Sie sind doch eine ganz saubere Familie.

Die Hausfrau: Ja, aber jeden Tag ein Vollbad kann sich doch der Mensch nicht leisten. So haben wir halt doch unsere alten Waschschüsseln aufgestellt.

Der Arzt: Das ist ein Organisationsfehler, verehrte Frau. Man kann den ganzen Körper waschen in 5 Minuten; wenn es sein muß, auch schneller. Man steigt in die Badewanne, dreht den Warmwasserhahnen auf und seift sich, während das Wasser beginnt warm zu werden, rasch ein. Dann dreht man den Gashahn ab, stellt um auf Brause und hat eine warme Dusche, die rasch kälter wird. Das ist die gesündeste Methode, bei der sich niemand erkältet, die wunderschön abhärtet. Dabei kostet es höchstens $\frac{1}{4}$ Kubikmeter Gas, d. h. 5 Pfennig, bei fünf Familienmitgliedern also monatlich 7.50 Mark. Wollen Sie dieses kleine Opfer dafür bringen, daß Sie dann die modernste und beste Körperpflege treiben? Im Sommer, wenn man kein

Fünf Jahre nach dem Krieg konnte Hagen seine Karriere in der öffentlichen Gesundheitsvorsorge fortsetzen; im neugeschaffenen Bundesinnenministerium leitete er das entsprechende Referat. Später wechselte er ins Bundesgesundheitsamt, dem er bis zur Pensionierung 1958 als Präsident vorstand. Die Stadt Frankfurt ehrte Wilhelm Hagen 1963 mit ihrer Ehrenplakette. Im gleichen Jahr begann er einen Rechtsstreit wegen eines Buches über die NS-Verbrechen, in dem er im Kapitel „Liquidatoren und Helfershelfer“ als Mittäter am Siechtum der Juden im Warschauer Ghetto genannt wurde. Auf der anderen Seite gab es einen Zeugen wie Janusz Korczak, den Arzt und Leiter eines Kinderheims im Ghetto, der mit seinen Schützlingen in den Tod ging. In seinen Tagebuchnotizen aus dem Jahre 1942 bezeichnete er Hagen als einen der „guten Deutschen“ in der Verwaltung. Vor der Geschichte bleibt das Bild Wilhelm Hagens gespalten, und dies gilt für seine Arbeit in Warschau ebenso wie für die Jahre in Frankfurt.

Der Autor

Dr. Wolfgang Voigt ist Architekt, war von 1997 bis 2015 stellvertretender Direktor des Deutschen Architekturmuseum und ist stellvertretender Vorsitzender der ernst-may-gesellschaft.



Zum Weiterlesen

Wolfgang Voigt: „Die Gartenstadt als eugenisches Utopia“, in: Franziska Bollerey, Gerhard Fehl, Kristiana Hartmann (Hg.): Im Grünen wohnen – im Blauen planen. Ein Lesebuch zur Gartenstadt, Hamburg 1990, S. 301-314

Wilhelm Hagen, Auftrag und Wirklichkeit. Sozialarzt im 20. Jahrhundert, München-Gräfelfing 1978

Schluss: Hygienische Gebrauchsanweisung für eine neue Wohnung

reprint

warmes Wasser braucht, wird es ja noch billiger. Und nun bitte fort mit den Waschschüsseln aus den Schlafräumen. Nur dann kann man sie so peinlich sauber halten, wie es nötig ist. Daß nachts die Fenster geöffnet sind ist wohl selbstverständlich.

Die Hausfrau: Aber bei Sturm und Regen geht das doch nicht.

Der Arzt: Dafür haben Sie doch das kleine Klappfenster, das wirklich bei jedem Wetter offen bleiben kann. Bei ruhigem Wetter genügt es allerdings nicht, da wollen wir die Flügel weit öffnen. Wir müssen uns ja sonst vor den Schwerkranken mit Lungenentzündung und Tuberkulose schämen, die man heute bei jedem Wetter Tag und Nacht im Freien läßt. In einem Krankenhaus weigerten sich kürzlich die Patienten bei 25 Grad Kälte in den Saal zurückzukehren, als der Arzt Angst hatte, die Nasen würden erfrieren. Und damit kommen wir zu der Hauptsache: Die ganze neue Bauweise verfehlt ihren Sinn, wenn die Menschen ihre altmodischen Stadttrott weiterleben. Der weite Weg zur Arbeit lohnt sich nur, wenn wir die Natur, Licht, Luft und Sonne

recht in unsere Wohnungen hereinlassen. Wenn wir mit Wasser und Wind wieder gut Freund werden und wenn wir uns entschließen, an Hausrat und Lebensgewohnheiten das Überflüssige, so gründlich wegzulassen, wie dies an den Fassaden der Häuser geschehen ist.

Die Hausfrau: Nun soll ich wohl gar noch unsere Kleidung ändern und darf nicht mehr kochen, wie es mir Spaß macht?

Der Arzt: Eigentlich gehört ja auch diese Umkehr in den Lebensgewohnheiten dazu. Wenn Sie erst etwas länger hier wohnen, und sich eingewöhnt haben, wollen wir uns auch einmal darüber unterhalten. Sehen Sie, da kommen die Kinder. Die haben die Rückkehr zu Natur rascher begriffen. Die erdbräunen Hände und die luftgeröteten Gesichter sind dafür das beste Zeugnis. Inzwischen – auf Wiedersehen.

Quelle: *Die Siedlung*, Heft 2, 1. April 1929, S. 2-3.

Forschung versus Pflege

Von Jörg Schilling, Hamburg

Probleme des Krankenhausbaus am Beispiel der Städtischen Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenranke (Frankfurt am Main) von Martin Elsaesser

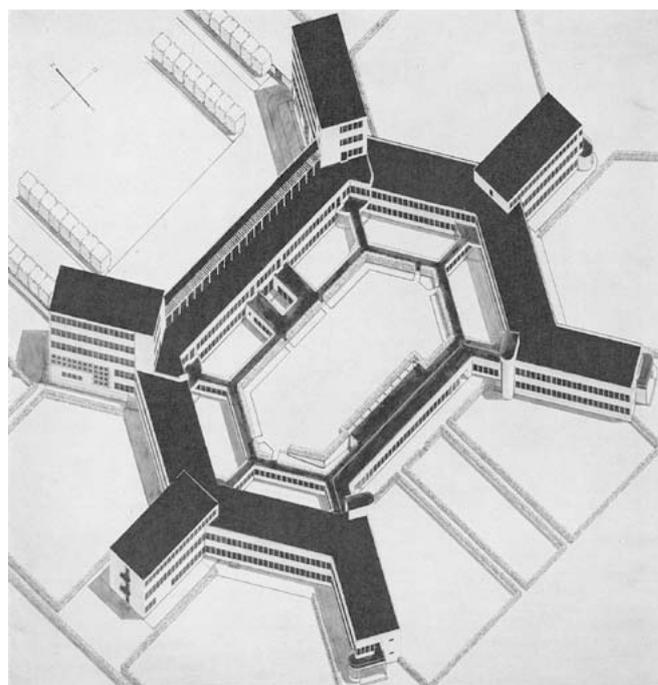
Der Mensch im Krankenhaus

Zu der April/Mai-Ausgabe 1931 von *Das Neue Frankfurt*, die dem Thema „hygiene der großstadt“ gewidmet war, gehörte mit der Überschrift „Der Mensch im Krankenhaus“ ein Artikel, an dem sich zeittypische Widersprüche dieser Situation festmachen lassen. Verfasser war der jüdische Arzt Otto Ernst Guttentag (1900–1992), der im Aufbau des Krankenhauses zwei grundsätzliche Aspekte problematisierte: die „Spezialisierung“ der Medizin und die „Individualisierung“. Mit letzterem beschrieb Guttentag – er sympathisierte mit der Homöopathie – die zunehmend intensivere Auseinandersetzung des Arztes mit der spezifisch medizinischen Situation des einzelnen Patienten, wobei die Pflege des Kranken von ihm unberücksichtigt blieb. Für die Lösung der genannten „Probleme“ forderte Guttentag zum einen mehr wissenschaftliche Forschung, wozu für ihn auch eine „wohlverstandene Rassenkunde“ gehörte. Zum anderen verlangten die „Individualisierung“ und die „Spezialisierung“ im Krankenhaus mehr und dichter zusammengelegte Räume, für die er als architektonische Lösung das Hochhaus empfahl. In Anlehnung an das bis dato für Krankenhausanlagen aus hygienischen Gründen hauptsächlich praktizierte, weitläufige Pavillonsystem, das er als „Gartenstadt“ wahrnahm, sollte für ihn die „technische Entwicklung des Krankenhauses in der Richtung des Gartenhochhauses“ stattfinden.

Die Städtische und Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenranke

Diese paradoxe Wortschöpfung beschrieb eine Entwicklung, die auch die Entstehungsgeschichte der vom Baudirektor Martin Elsaesser entworfenen Frankfurter „Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenranke“ charakterisierte. Aus wirtschaftlichen Überlegungen hatte die Stadt Frankfurt 1927 den Verkauf des Grundstücks der 1864 eröffneten „Heilanstalt für Irre und Epileptische“ an die IG Farben veranlasst. Der Abriss der von dem Arzt Heinrich Hoffmann (1809–1894) zusammen mit dem Architekten Oskar Pichler (1826–1865) konzipierten Anstalt erforderte einen Neubau, der mit Anschluss an die städtischen Kranken-

häuser in Niederrad erfolgen sollte. Das Bauvorhaben stand unter finanziellen Zwängen und einem enormen Zeitdruck, da sich die Stadt auf eine baldige Räumung des Anstaltsgeländes am Affenstein verpflichtet hatte. Bereits im Februar 1928 legte Elsaesser ein Raumprogramm vor, das er in Zusammenarbeit mit Prof. Karl Kleist (1879–1960), seit 1920 Direktor der Heilanstalt, entwickelt hatte. Es sah eine Kapazität von 250 Betten vor und sollte als universitäre Einrichtung die Aufnahme- mit der Anstaltsklinik verbinden, wobei an eine dauerhafte Unterbringung der Patienten nicht gedacht war. Die Stadtverordnetenversammlung stimmte im August 1928 dem Bauvorhaben zu, das als offenes Sechseck und mit an den Ecken befindlichen Flügeln geplant war. Für Elsaesser sollte die praktische Verbindung von Pavillon- und Korridorsystem eine leichte Beaufsichtigung der Insassen und Erreichbarkeit der Abteilungen ermöglichen.



Erstes Projekt der Klinik für Gemüts- und Nervenranke, 1928 (aus: Martin Elsaesser, *Bauten und Entwürfe aus den Jahren 1924–1932*, Berlin 1933, S. 263)



Luftaufnahme der Klinik für Gemüts- und Nervenkrankhe, 1930 (Foto: ISG)

Doch wegen Überschreitung der genehmigten Bausumme, musste er den Entwurf überarbeiten. Anfang Februar 1929 legte Elsaesser das eingedampfte Projekt vor, das nun – nach historischem Muster – aus einer symmetrischen Anlage mit zwei südlich gerichteten, nach Geschlechtern getrennten Flügeln und einem zentralen Hauptgebäude bestand. Der Architekt selbst kritisierte die Reduzierung als eine „starke Zusammendrängung der einzelnen Abteilungen“. Der Essen- und Krankentransport zwischen den Gebäuden erfolgte durch gedeckte, teilweise mit Dachgärten versehene Gänge. Anstatt Gitter erhielten die Fenster der Krankenabteilungen enge Sprossenteilungen. Die Gebäude wurden in Backstein mit weißen „Terranovaputz“, die Pfeilerflächen der Vorderfront zwischen den blau gestrichenen Fenstern aber in dunkelgrauen „Granaputz“ ausgeführt – ein Gestaltungsmotiv, was auch die seitlichen Fensterfronten der nach Norden gerichteten, halbrund abgeschlossenen Flügel kennzeichnete. Am 6. Dezember 1930 wurde die neue, nun „Städtische und Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenkrankhe“ genannte, Anstalt termingerecht eingeweiht.

Der Mensch in der Universitätsklinik

Martin Elsaesser widmete sich in mehreren Veröffentlichungen der „komplizierten Bauaufgabe“, deren Umsetzung in „idealer Weise“ leider nicht möglich war. Dennoch meinte er, „mit diesem Bau das grundsätzliche Problem der Errichtung einer Heilanstalt für Gemüts- und Nervenkrankhe“ vor-

wärts gebracht zu haben. Die Vorteile der geschlossenen und der Pavillonbauweise wurden zusammengefügt und ihre Nachteile durch größere Wirtschaftlichkeit und Übersichtlichkeit behoben. Das „besondere Gangsystem“ würde störungsfreie Verbindungen ermöglichen und durch die Anlage des Hochgartens kaum in Erscheinung treten. Auf der Tagung südwestdeutscher Psychiater am 19. November 1931 sprach Martin Elsaesser von einer Bauaufgabe mit Widerspruch, der durch den Schutz des Patienten vor sich selbst und die gleichzeitige Gestaltung großer Freizügigkeit unter Vermeidung des Gefängnishaften erzeugt würde – eine Erschwernis für den Architekten, „weil die innere Wahrhaftigkeit und die unmittelbare Gestaltung und Formung des Zweckes die ersten Voraussetzungen der heutigen Baugesinnung sind“.

Als weiteres Problem der Frankfurter Klinik hatte er schon im Vorwege die Verbindung von Universitätsklinik und Pflegeanstalt erkannt. Auch wenn Elsaesser vorrangig die räumliche Situation reflektierte – sie war das Ergebnis einer Entwicklung in der universitär-wissenschaftlichen Psychiatrie, die eine Trennung von Forschung und Pflege zur Folge gehabt hatte – der Umgang mit Geisteskranken im Wissenschaftsbetrieb war dadurch rationaler und herzloser geworden, der Kontakt zu den Patienten ging verloren. Die „Individualisierung“ war hier eigentlich nicht mehr praktikierbar. Dazu kam, dass in den zwanziger Jahren in der universitären Psychiatrie zunehmend Theorien der

Eugenik und Maßnahmen der Zwangssterilisation sowie Euthanasie diskutiert wurden.

Auch Elsaesser konnte auf die „ausserordentlich präzise Zusammenarbeit“ mit dem Wissenschaftler Kleist, aber ebenso auf eine Bauplanung nach Kriterien therapeutischer Behandlungsmethoden verweisen. Denn mit dem Neubau hatte er das „Gütersloher System“ umgesetzt, das jeder Station einen eigenen Ausgang zu den Arbeitsgärten ermöglichte. In Gütersloh war vom dortigen Anstaltsdirektor Hermann Simon (1867–1947) die „aktivere Therapie“ entwickelt worden. Mit ihr wurde die bisherige Beschäftigungstherapie systematisiert, auch um der „Bettbehandlung“ entgegenzuwirken. So sollte den Patienten durch bauliche Maßnahmen z. B. ermöglicht werden, zum Arbeiten direkt von den Abteilungen in die Gartenbereiche zu wechseln. Doch im Grunde genommen stellte das „Gütersloher System“ einen leistungsorientierten und damit selektiven Ansatz dar. Zudem wurde es später durch Simons rassebiologischen Ansatz diskreditiert. Allerdings konnte 1930 festgestellt werden, dass Verletzungen und Tötungen durch Patienten seit der Einführung der „aktiveren Therapie“ abgenommen hatten.

Die problematische Verbindung von Krankenpflege und Forschung sah Elsaesser durch die Vereinigung der zwei getrennten Baugruppen in einem Gebäude aufgelöst – kein „Gartenhochhaus“, aber doch eine Anordnung, welche die „Spezialisierung“ nicht hemmte. In den Seitenflügeln wurden die Patienten und im viergeschossigen Hauptbau „sämtliche Laboratorien mit Gehirnsammlung“, aber auch Studieräume und der Hörsaal untergebracht. Damit sah er seine Kompromisslösung gegenüber den drei anderen Lösungsmöglichkeiten im Vorteil: dem Etagenbau mit Korridorsystem, der größere Wirtschaftlichkeit, aber eine schwierigere Differenzierung zur Folge hätte, dem Hochhaus, das zwar eine starke Differenzierung ermöglichen, aber den Zugang zu den arbeitstherapeutisch wichtigen Gartenanlagen erschweren würde, und der Pavillonlösung, welche den Anstaltscharakter vermeidet, aber unwirtschaftlich sei und schlechte Verbindungen hätte. In diesem Zusammenhang pries er nochmal die Lösung seines ersten Entwurfs: die ringförmige Anordnung von miteinander verbundenen Pavillons und Hauptbauten. Diese aufgefächerte Anordnung hätte wohl mehr „Individualisierung“ und damit mehr Menschlichkeit ermöglicht – ein Gut, dass bereits wenige Jahre nach der Einweihung den Insassen der „Städtischen und Universitätsklinik für Gemüts- und Nervenranke“ mit angeblich wissenschaftlichen Begründungen vorenthalten wurde.



Haupteingang mit Hörsaalflügel der Klinik für Gemüts- und Nervenranke, 1930 (NL Martin Elsaesser, Archiv / Architekturmuseum TU München)



Hinter- und Gartenansicht der Klinik für Gemüts- und Nervenranke, mit Ostflügel, begrünten Verbindungsgängen und Kapellenanbau, 1930 (NL Martin Elsaesser, Archiv / Architekturmuseum TU München)

Der Autor

Dr. Jörg Schilling ist Kunsthistoriker, Autor, Kurator und Dozent. Er verfasst seit vielen Jahren Forschungsarbeiten und Publikationen zur Kultur- und Architekturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.



Der Beitrag der ABG zu hygienischen Lebensbedingungen

Von Christina Treutlein, Frankfurt am Main

Seit 1923, als die Stadt Frankfurt 90% der Aktien übernommen hatte, ist die Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen (ABG) quasi ein städtisches Tochterunternehmen. Folglich wurde die Gesellschaft in die Fürsorgepflichten der Stadt gegenüber ihren Bewohnern eingebunden. Dies geschah durch die Bereitstellung von Räumlichkeiten als auch über die Informationsweitergabe

Die von Licht und Luft durchfluteten, mit einem Bad und WC, einer separaten Küche sowie ausreichend Schlafzimmern ausgestatteten, typisierten Wohnungen und Häuser des Neuen Frankfurt boten bereits die Grundvoraussetzungen für gesunde und hygienische Lebensverhältnisse. Bei der Durchsicht der überwiegend vom ABG-Chefarchitekten Carl-Hermann Rudloff verantworteten Pläne der Jahre 1925 bis 1931 fielen immer wieder Einrichtungen in den Siedlungen auf, welche der Gesundheit der Bewohner dienten. Dieser Beitrag erhebt nicht den Anspruch einer vollständigen Bestandsaufnahme dieser Einrichtungen, auch eine Überprüfung der Realisierung erfolgte nicht. Vielmehr soll dies einen Hinweis darauf geben, dass in Bezug auf die hygienischen Lebensverhältnisse nicht allein der Wohnungsneubau fokussiert wurde.

Die Einrichtung einer Wäscherei im Keller des Gemeinschaftshauses in der Niederräder Siedlung war einerseits eine enorme Arbeiterleichterung für die Hausfrauen, andererseits der Ausgangspunkt für saubere und hygienische Wäsche. Dort standen insgesamt acht Kojen zur Verfügung, die mit modernsten Geräten zum Wäschewaschen ausgestattet waren. In den darüber liegenden Geschossen gab es einen Kindergarten und eine Krippe. Zu den obligatorischen Kindergartenräumen gehörte auch ein Bade- und Waschraum, denn auf die Körperpflege, mit der jeder Kindergarten tag begann, wurde besonderer Wert gelegt. Man wollte damit nicht nur die junge Generation zu Sauberkeit und Ordnung erziehen, auch erhoffte man ein Ausstrahlen der Hygienerituale über die Kinder in deren Fami-

lien. In der Krippe im ersten und zweiten Obergeschoss wurden Säuglinge und Kleinkinder betreut. Da deren Immunsystem noch besonders anfällig ist, gab es hier einen Isolierraum. Hier wurden kranke Kinder separat gehütet, um zu verhindern, dass sich die gesamte Gruppe infizierte. Schließlich war im Erdgeschoss des Gemeinschaftshauses auch eine Außenstelle des Wohlfahrtsamts mit Warteraum und drei Büros untergebracht. Das Gemeinschaftshaus ist ein Entwurf von Rudloff, der außerdem die Räume des neuen Bornheimer Wohlfahrtsamtes ausstattete. Hinweise auf weitere Außenstellen des Wohlfahrtsamtes finden sich in den 1925 von Franz Roeckle und Karl Blattner gefertigten Plänen für einen Wohnhausblock in der Hallgartenstraße, wo man auch ein Jugendamt projektierte.

Unweit des Bornheimer Wohlfahrtsamtes findet sich auf der Fassadendarstellung des Hauses an der Ecke Löwen-gasse/Pestalozzistraße in Form eines Schriftzugs die Andeutung einer ganz in der Nähe gelegenen Apotheke und Arztpraxis. Arztpraxen gab es recht zahlreich in den von der ABG gebauten Siedlungen des Neuen Frankfurt. Aus heutiger Perspektive ist es unvorstellbar, dass der Arzt mit seiner Familie in der Praxis lebte, aber die vorgefundenen Pläne belegen diese nichtvorhandene Trennung. Die Wohnung resp. Praxis im ersten Obergeschoss in der Eschersheimer Landstraße 181 umfasste direkt nebeneinanderliegend und über einen gemeinsamen Flur zugänglich ein Wohnzimmer mit Balkon, ein Esszimmer mit Durchreiche zur Küche, ein Kinder- und ein Schlafzimmer, ein Bad mit WC sowie einen Gipsraum, einen Raum für Bestrah-



Gemeinschaftshaus in Niederrad, Bruchfeldstraße (Foto: Hermann Collischonn, emg, NL Rudloff, Inv.-Nr. 03-23-01)

lung und ein Warteraum. Überdies verband eine Türe das Sprechzimmer direkt mit dem privaten Wohnzimmer (Plan von Rudloff, 6.11.1930). Eine ähnlich enge Verbindung von Beruflichem und Privatem zeigt sich in der südöstlichen Rundung des Ladenhausblocks in der Hadrianstraße. Hier wurde die im ersten Obergeschoss gelegene Standardwohnung (Küche, Bad, Wohnraum, Schlafzimmer, Kinderzimmer) um ein Warte- und ein Sprechzimmer zu einer Arztpraxis erweitert. Abschließend sei noch das in der Forschung zum Neuen Frankfurt gänzlich unbekanntes Säuglingsheim erwähnt, das im Mehrfamilienhaus Im Burgfeld 239 projektiert, aber nicht ausgeführt wurde (Plan von Rudloff, undatiert, vor April 1928).

Neben den baulichen Einrichtungen war der ABG auch daran gelegen, ihre Mieter durch die Wissensvermittlung zum Thema Hygiene weiterzubilden. Hierfür nutzte sie das gesellschaftseigene Mitteilungsorgan *Die Siedlung*, eine Zeitschrift, welche den Bewohnern seit März 1929 monatlich kostenfrei zugestellt wurde. Darin wurden die Mieter beispielsweise erinnert, gemeinschaftlich genutzte Waschküchen und Trockenböden nach der Benutzung gereinigt zu hinterlassen oder die Mülltonnen aus hygienischen Gründen nicht im Keller, sondern hinter dem Haus abzustellen. Zudem informierten Fachleute über die Gesundheitsvorsorge, wie beispielsweise der von Krause im September 1930 veröffentlichte Beitrag über den sozial-fürsorgerischen Wert von Kindergärten, welche zudem wichtige Aufgaben der Mütterschulung und -bildung übernahmen. Zu derselben Ausgabe steuerte der Arzt und Naturheilkundler Dr. Friedrich

Wolf aus Stuttgart den Artikel „Die Körperpflege des neuen Menschen“ bei, in welchem er die tägliche Körperpflege als Grundvoraussetzung für körperliche Leistungsfähigkeit und seelisches Wohlbefinden proklamierte.

Die oben erwähnte Isolation von Kranken als Instrument zur Eindämmung von Infektionskrankheiten ist wiederholt Thema. Unter anderem die Stadtmedizinalräte Dr. Richard Oxenius und Dr. Wilhelm Hagen forderten im neuen Wohnungsbau einen Raum für die Separierung kranker Familienmitglieder („Wohnungsbau und ansteckende Krankheiten in der Familie“, Juli 1931 und „Biologische und soziale Voraussetzungen der Kleinstwohnung“, März 1930). Als Vorsorgemaßnahme pries Hagen ein den Jahreszeiten angepasstes Verhalten an: „Herbstliche Ratschläge für die Gesundheit“ (Oktober 1929) und „Der Sommer im Garten“ (Juni 1930).

Die Autorin

Christina Treutlein hat eine kunsthistorische Dissertation zu Carl-Hermann Rudloff verfasst und arbeitet als stellvertretende Geschäftsführerin für die ernst-may-gesellschaft.



Gesunde und moderne Metropolen – Frankfurt am Main und Wien

Von Oliver Sukrow, Wien/Mannheim

Dieser Beitrag soll – vor dem Hintergrund meines Forschungsprojekts zur Rolle von Medizin als architektonische Innovationstreiberin in der Moderne – auf eine noch zu vertiefende Vergleichsebene zwischen dem Roten Wien und dem Neuen Frankfurt hinweisen

Argumentiert wird, dass Frankfurt und Wien als moderne Metropolen neben anderen Herausforderungen auch zu gesunden Großstädten werden wollten und Architektur und Städtebau auch nach diesen Prämissen ausrichteten. Die These lautet, dass die Vorstellung, eine Stadt dem Regime der Hygiene unterzuordnen, dabei aber keine Erfindung der 1920er Jahre ist, auch wenn Gesundheit zu einem konstituierenden Faktor des Bauens im Roten Wien und im Neuen Frankfurt wurde. Der Blick vom Main an die Donau ist hilfreich, weil dadurch den kulturgeschichtlichen und konzeptionellen Vorbedingungen des an Gesundheit und Hygiene orientierten Bauens und Planens in beiden Städten nachgegangen werden kann. Dabei soll es hier nicht um die Wiederholung der kanonisierten Verbindung von „befreitem Wohnen“ (Sigfried Giedion) und dem Credo „Licht, Luft, Sonne“ gehen, sondern darum, dieses Narrativ durch Historisierung stärker zu differenzieren. Konkret werde ich die Wiener Bemühungen um die moderne und saubere Großstadt, die im Zuge der Kritik an der Ringstraßenbebauung in den 1860er Jahren aufflammten, als Beispiel für wirkmächtige architektonische und planerische Konzepte auf den hygienischen Städtebau der Moderne anführen. Unter „Hygiene“ wurde um 1900 die Gesamtheit aller Maßnahmen zur Gesundheitserhaltung und -pflege verstanden, wobei man zwischen der „privaten“ und „öffentlichen Hygiene“ unterschied, die den Gesundheitsämtern oblag.

Fragt man nach den Netzwerken zwischen Neuem Frankfurt und Rotem Wien, so sind natürlich Margarete Schütte-Lihotzky, Franz Schuster, Josef Hoffmann, Otto Wagner und Josef Frank zu nennen. Eine Ausgabe widmete *Das Neue Frankfurt* (DNF) im Januar 1931 dem 60-jährigen Adolf Loos. Begeistert zeigten sich die Frankfurter von den baulichen wie theoretischen Leistungen ihres Kollegen, der als Vertreter des „jungen Wien“, so Herausgeber Joseph Gant-

ner, zur „unendlich heilsame[n] Reinigung der verstaubten Atmosphäre der deutschen [sic!] Gründerjahre“ beigetragen habe (DNF 1.1931, S. 4). Es ist davon auszugehen, dass Wien als vorbildlich regierte, geplante und gebaute Stadt wahrgenommen wurde. Der grassierenden Wohnungsnot und den sozialen wie wirtschaftlichen Problemen begegneten die regierenden Sozialdemokraten mit Gemeindebauten, zu denen soziale, kommunikative, medizinische und Transportinfrastruktur gehörte. Hier wie da entfaltete sich ein breiter Diskurs über Fragen der „Hygiene der Großstadt“ (DNF 4/5.1931). Die Diskussionen gingen weit über Fragen nach Sauberkeit von Wohnungen und Straßenzügen hinaus und umfassten sozialpsychologische, pädagogische, medizinische und ästhetische Aspekte. Es wurde ein wechselseitiges Verhältnis von gesellschaftlichen und hygienischen Zuständen unterstellt und die Reinlichkeit des Subjekts mit der Widerstandsfähigkeit eines imaginierten Volkskörpers parallelisiert. Zudem wurde der ästhetische Wert gesundmachender Architektur erkannt: Aus Wien steuerte Josef Frank 1926 einen Beitrag über das „gesunde“ Flachdach



Luftbild von „Austro Flug“, Wien, Steinhof, „Flugbild gegen die von Otto Wagner erbaute Leopoldskirche“, um 1930 (ÖNB, AF 3127C)



Hermann Kosel, Plakat Hygiene-Ausstellung, 1937, Wien (ÖNB, PLA16306397)

bei, das er bei Otto Wagner „zum ersten Mal bewußt als architektonisches Ausdrucksmittel verwendet“ sah (DNF 7.1927, S. 195).

Auffällig ist, dass sich allenthalben Mediziner zu architektonischen Sachverhalten äußerten und damit die Debatte um eine gesunde Wohn- und Lebensumwelt voranbrachten. Auf Medizin- und Hygienekongressen bot sich ein interdisziplinäres Forum für die Verbreitung von Hygienekonzepten (siehe Abb.). Gerade die „Wiener Medizinische Schule“ setzte sich früh dafür ein. So liest sich der Katalog der „Allgemeinen Hygienischen Ausstellung“ von 1906 wie eine Programmschrift des Neuen Bauens: „Sie [Hygiene] tritt hinaus ins Volk, Gesundheitspflege kann und soll jedermann kennen, kann und soll jedermann üben. Treten ihre Gebote doch all überall im täglichen Leben an uns heran, in Wohnung, Kleidung und Nahrung, in Schule, Kaserne und Kirche [...] Krankheiten heilen kann nur der Arzt, Krankheiten verhüten kann jeder Mensch“ (S. 3). Mir scheint, dass gerade der holistische, auf die Lebensumwelt zielende Ansatz der „Wiener Schule“ starken Einfluss auf Architekten und Planer u.a. des Roten Wiens gemacht hat.

Ein Beispiel für den von Wiener Medizinern angestoßenen Reformimpuls, der in Frankfurt (kritisch) gesehen wurde, sei angeführt: In Otto E. Guttentags „Der Mensch im Krankenhaus“ von 1931 werden zwei architektonische Systeme gegenübergestellt: das „Krankenhaus in der Gartenstadt“

und das „Gartenhochhaus“ (DNF 4/5, S. 87f). Während sich ersteres aus der Notwendigkeit der räumlichen Isolierung von infektiösen Patienten ergab, so sollte letzteres durch die medizinischen Fortschritte die vertikale Zusammenführung der Abteilungen erlauben. Das kritisierte „Krankenhaus in der Gartenstadt“ war in Wien um 1900 mit prominenten Beispielen vertreten: Kaiser-Franz-Josef- (ab 1887) und Wilhelminenspital (ab 1888) sowie Versorgungsheim Lainz (ab 1904) waren in Pavillonbauweise ausgeführt und galten als fortschrittlichere Variante gegenüber dem Korridorsystem. Besonders bei einem Beispiel, der Niederösterreichischen Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Nerven- und Geistes- kranke „Am Steinhof“ (ab 1904, siehe Abb.), verband sich die moderne Anmutung der freistehenden, in einem strengen Raster angeordneten Flachdachpavillons im Landschaftsgarten mit fortschrittlichen Therapieansätzen.

Um 1900 war in Wien die Verbindung von progressiver, strenger Architektursprache (Blockhaftigkeit, Flachdach, gekachelte, ornamentfreie Wände, Betonträgerkonstruktion) und moderner Medizin etabliert. Es wäre interessant, der Frage nachzugehen, wie und ob in Frankfurt die modernen Gesundheitsbauten der späten k.k. Monarchie rezipiert worden sind und wie groß der ideelle, konzeptionelle und typologische Einfluss dieser Projekte für das Neue Frankfurt war. Ich denke, dass gerade die programmatisch eingeforderte „engere Verbindung mit der Natur“ (Wilhelm Hagen, in: DNF, 5.1931, S. 70) den Blick nach Wien rechtfertigt. Mit seinen Beispielen für Gesundheitsarchitekturen und -landschaften bildet Wien für vergleichende Untersuchungen zum hygienischen Städtebau der Moderne einen wichtigen Bezugsrahmen.

Der Autor

Dr. Oliver Sukrow ist Kunsthistoriker und arbeitet seit 2016 am Forschungsbereich Kunstgeschichte der TU Wien, z.Z. als PostDoc im FWF-Projekt „Transnationaler Schulbau: Slowenien, Österreich, DDR“. 2020–21 ist er Fellow des Botstiber Institute for Austrian-American Studies.



Zum Weiterlesen

Eugen Hofmokl: Wiener Heilanstalten. Darstellung deren baulichen Anlage und Einrichtung. Wien 1910.
Leslie Topp: „Otto Wagner and the Steinhof Psychiatric Hospital: Architecture as Misunderstanding“, in: The Art Bulletin, Vol. 87, Nr. 1, März 2005, S. 130-156.

Licht und Luft im „Alten Krankenhaus“ in Schweinfurt

Von Suse Schmuck, Handthal

Licht und Luft als Grundlagen für die Gesundheit – diese reformerischen Ideen des frühen 20. Jahrhunderts fanden auch im Krankenhausbau ihren Niederschlag. Einen bemerkenswerten Beitrag zum Neuen Bauen in der Provinz lieferte die damals florierende Industriestadt Schweinfurt in Unterfranken

Hier entstand nach Plänen des städtischen Bauoberamtmanns Heinrich Zierl (1885–1950) der Erweiterungsbau des Städtischen Krankenhauses. Die Bezeichnung „Altes Krankenhaus“ erhielt das Gebäude in den 1980er Jahren, als ein neues Krankenhaus seine Funktionen übernahm. 2011 wurde der Altbau abgebrochen.

Der Bau

Das „Alte Krankenhaus“ wurde nach längeren Planungen 1929-30 als Bettenhaus mit chirurgischer Männer-, Frauen- und Kinderstation konzipiert und gebaut. Um Kosten zu senken, verblieben Operationssaal, Innere Abteilung, Wöchnerinnenstation und Küche vorerst im hangaufwärts gelegenen gründerzeitlichen Vorgängerbau. Eine beheizbare kastenförmige Brücke über der Erschließungsstraße verband beide Gebäudetrakte, die jeweils hangparallel angeordnet waren. Der Haupteingang zum Neubau lag unter der Brücke. Im dominierenden Turm befanden sich Treppenhaus und Aufzug. Ein langes vertikales Fensterband in den ansonsten geschlossenen Wandflächen belichtete das Treppenhaus, eine hoch oben angebrachte Uhr akzentuierte den Baukörper. Turm und Brücke, asymmetrisch komponiert, waren im Neuen Bauen der Zwanziger Jahre wichtige Motive.

Die Nordseite des Bettenhauses lag an der Straße. In der geschlossen wirkenden Lochfassade fielen zwischen feingegliederten Sprossenfenstern zwei große verglaste Öffnungen mit Balkonen in allen vier Geschossen ins Auge. Während die westlichen Glasfronten ein zweites Treppenhaus aufnahmen, lag hinter den östlichen Glasfronten auf jeder Etage jeweils ein „Liege- und Tagesraum“. Beide Fassadenöffnungen dienten zugleich als „Lichthöfe“.

In Gegensatz zur eher geschlossen wirkenden Nordseite öffnet sich die Südseite mit großen Fenstern in allen Geschossen zum hangabwärts gelegenen Park. Den Krankenzimmern waren tiefe Balkone vorgelagert. Die Genesenden genossen dort auf ihren Liegen Sonne, Licht und Luft. Zugleich dienten die frei tragenden Terrassen als Sonnenschutz für die darunter liegenden Zimmer. Die energischen Horizontalen, stützenfrei über große Länge gespannt, betonten die Lagerhaftigkeit des Baus.

Aus den Außenansichten war auch der Grundriss sehr schlüssig ablesbar. An einem langen Flur waren nach Norden die Funktionsräume mit den Lochfenstern aufgereiht. Dazwischen lagen die verglasten „Lichthöfe“. Im Süden fand sich die gleichmäßige Abfolge von Zwei- und Dreibett-

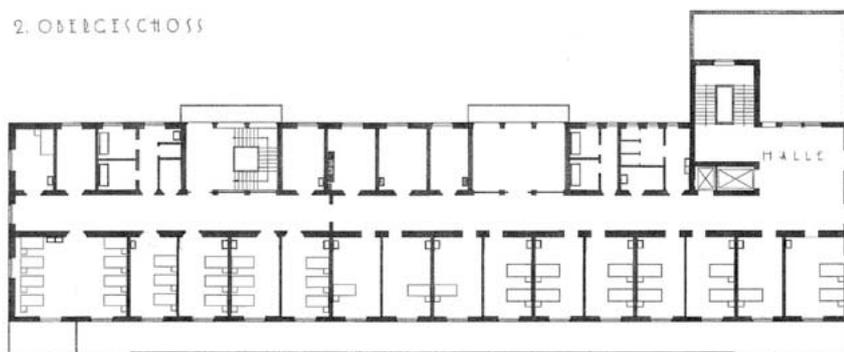


„Altes Krankenhaus“ Schweinfurt, Treppenhaus, Juli 2011
(Foto: Klaus Noesner)



„Altes Krankenhaus“
Schweinfurt,
Nordseite, 1930

2. OBERGESCHOSS



(SCHWEINFURT, 6. MAI 1929)



Balkon zum Süden, Frauenabteilung, 1930
(alle Abb.: Schweinfurt Stadtarchiv)

zimmern, die sich alle auf die durchgehenden stützenfreien Liegeterrassen öffneten. Auch hier spürte man, wie Licht und Luft das Haus durchdrangen und zu hygienischen Verhältnissen in den Krankenzimmern beitrugen. Der Grundriss zeichnete sich durch Klarheit und Einfachheit aus, die Einzelelemente waren überlegt und schlüssig durchdacht.

Die Treppenhäuser waren 2009 nahezu ungeschmälert erhalten: Graue Kunststeinböden, schwarze Kunststeinwangen des Treppenauges, schlanke parallel geführte Stahlbänder mit sparsam verteilten Stützen, darauf ein runder Handlauf aus matt schimmerndem Metall, das als „Wisilber“ bezeichnet wurde. Besonders schön auch die untere Kreisfigur des Geländerauftaktes: Streng geometrisch und dennoch lebendig, fast vegetabil und dennoch diszipliniert. Der Zusammenklang der Grau-, Silber- und Schwarztöne wirkte sehr edel und zugleich hochmodern. Ähnliche schöne Details fanden sich auch in Leuchten, Tür- und Fenstergriffen, Trinkbrunnen und Einbauschränken.

1937-39 erfuhr das Krankenhaus eine Erweiterung nach Osten. Sie diente der Unterbringung des Operationssaales und brachte zusätzliche Krankenzimmer. Das Gebäude von 1930 war ursprünglich hell verputzt, im Rahmen der Erweiterung wurde es dunkel gestrichen. Architektonisch war der Anbau nicht von Bedeutung, jedoch belegte er als zeithistorisches Dokument den Wechsel vom Neuen Bauen zum Heimatstil des Dritten Reiches.

Die Debatte über den Denkmalwert des „Alten Krankenhauses“

Etwa 50 Jahre diente das Gebäude als Krankenhaus, ehe es durch das sog. „Leopoldina“ ersetzt wurde. Seitdem fristete das „Alte Krankenhaus“ als wenig geschätzter Altbau seine Tage. Schließlich sollte in drei Bauabschnitten ein neuer Gesundheitspark des Investors SWG (Stadt und Wohnbau GmbH) an seiner Stelle realisiert werden. Der Abbruch des von Zielert entworfenen Baus war hierfür Voraussetzung.



„Altes Krankenhaus“ Schweinfurt, Abbruch
November 2011 (Foto: Klaus Noesner)

Anfang 2009 hatte das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege anlässlich der Änderungen des Flächennutzungsplanes und der Aufstellung des Bebauungsplanes mitgeteilt, „dass Belange der Bau- und Kunstdenkmalpflege, soweit aus den Unterlagen ersichtlich, durch die Planung nicht berührt seien“ (Schreiben vom 16.2. und 5.6.2009). Das Alte Krankenhaus wurde nicht erwähnt, es war schlichtweg übersehen worden. Beide Planungsgrundlagen wurden ebenso wie der erste Bauabschnitt vom Stadtrat mit großer Mehrheit im Juli 2009 genehmigt.

Auf Betreiben eines oppositionellen Stadtratsmitgliedes wurde die Verfasserin im Herbst 2009 um ihr Urteil gebeten. Es fiel eindeutig zugunsten des baukünstlerischen und historischen Wertes des Hauses aus. Zeitgleich übermittelte die Stadt Schweinfurt dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege den Antrag, das Alte Krankenhaus auf seine Denkmaleigenschaft zu überprüfen (Schreiben vom 9.10.2009). Das Landesamt gutachtete nun folgendermaßen:
„Ganz im Sinne des Stils der Neuen Sachlichkeit zeigt sich der gesamte Gebäudekomplex außen wie innen in schlichter Form und Gestaltung. Im Inneren bilden die beiden Treppehäuser einen gestalterischen Schwerpunkt. Mit diesem Gebäudekomplex präsentierte sich die im Rahmen der Industrialisierung gewachsene Stadt seinerzeit als moderner Standort der sozialen Fürsorge. Dabei handelt es sich um ein Krankenhaus mittlerer Größe in zeitgenössisch moderner Formensprache und solider Ausführung. Unter Zugrundelegung eines bayernweiten Maßstabes reicht seine historische und baukünstlerische Bedeutung jedoch nicht aus, um einen Nachtrag als Baudenkmal nach Art. 1 DSchG zu begründen. Das o.g. Anwesen wird daher nicht in die Denkmalliste nachgetragen“ (Schreiben vom 16.10.2009).

Hierzu muss man wissen, dass seitens der Behörde prinzipiell in laufenden Verfahren Denkmäler nicht in die Denkmalliste nachgetragen werden. Vor allem aber erwies sich

der „bayernweite Maßstab“ als unüberwindbare Hürde. Bayerische Vergleichsbeispiele aus der Zeit der Weimarer Republik wurden nicht angeführt, die Beurteilung war somit nicht überprüfbar.

Eine heftige Diskussion begann. Vorträge, Stellungnahmen von auswärtigen Fachleuten, Zeitungsartikel, Berichte in den Medien, auch Bürgerbegehren und juristische Einsprüche – nichts führte zu einem Umdenken. Die verhärteten politischen Fronten konnten durch die neuen baugeschichtlichen Erkenntnisse von 2010/2011 nicht mehr aufgelöst werden. Der erste Bauabschnitt des neuen Gesundheitsparks war 2011 bereits hochgezogen worden. Damals hätte noch eine letzte Chance auf Erhaltung und Einbeziehung des Altbaus bestanden, aber dem Wunsch des Investors wurde weiterhin politisch Folge geleistet: Im November 2011 wurde das „Alte Krankenhaus“ abgerissen. Die Stadt Schweinfurt hat ein bedeutendes Denkmal des Neuen Bauens, das weitgehend authentisch erhalten geblieben war, unwiederbringlich verloren.

Die Autorin

Dr. Suse Schmuck ist Bauhistorikerin und war von 1984 bis 2009 Lehrbeauftragte für Architekturgeschichte an der FH Würzburg-Schweinfurt.



Zum Weiterlesen

Suse Schmuck: Das Alte Krankenhaus. Hefte für Schweinfurt. Würzburg 2011. Das Heft ist über die Heiner Reitberger Stiftung erhältlich.

Das Erbe der Moderne in Tel Aviv

Von Sharon Golan Yaron, Tel Aviv

Bei einer Fahrt auf dem Ayalon Highway ins Zentrum von Tel Aviv fallen einem sofort die vielen neuen Wolkenkratzer auf, die sich aus einem Wald aus Kränen zum Himmel recken

Die Straße umschließt die historische Altstadt wie eine Art riesiger Badewannenrand. Aber auch die Weiße Stadt, das zehn Hektar umfassende UNESCO-Weltkulturerbe in der Stadtmitte, droht im aktuellen Bauwahn verschlungen zu werden.

Tel Aviv rühmt sich, eine globale Stadt zu sein, eine Stadt, die niemals schläft. Sie ist geprägt vom Kontrast zwischen historischem Stadtkern und den sich fortwährend weiterentwickelnden Randgebieten, zwischen den Bemühungen, einerseits die bestehenden Strukturen zu erhalten und andererseits neue Gebäude zu errichten – was zuweilen direkt auf den Dächern der historischen Häuser geschieht. Während die historische Bausubstanz auf Straßenniveau also in ihrem jetzigen Zustand erhalten oder ihr früherer Glanz durch Restaurierungen wiederhergestellt wird, kommen einige Stockwerke darüber vollständig neue Etagen hinzu. Diese Bebauungsform ist das lokale Konzept zur Bestandserhaltung und resultiert aus dem Spannungsverhältnis, wichtige kulturelle Merkmale der Stadt erhalten zu wollen und gleichzeitig dringend benötigten Wohnraum schaffen zu müssen. Dabei ist die 110 Jahre alte Stadt bestrebt, sich dem hektischen Lifestyle Israels als „Startup-Nation“ anzupassen.

Auch wenn Tel Aviv seit Langem als „Bauhaus-Stadt“ gilt: Der wissenschaftlich angemessene Begriff für die Architektur der Weißen Stadt ist International Style, wie er bereits 1932 von dem Architekturtheoretiker Henry-Russell Hitchcock und dem Architekten Philip Johnson eingeführt wurde. Der Stil repräsentiert einen damals zeitgemäßen Gestaltungsansatz: Er steht für funktionelles, schnörkelloses Design, das die moderne europäische Architektur ab den 1920er Jahren zunehmend prägte und sich von dort aus weltweit verbreitete. Auf Tel Aviv bezogen brachte er das Verlangen der damals jungen Stadt zum Ausdruck, so modern wie möglich zu erscheinen. Zugleich versuchte man dort, ein neues architektonisches Umfeld zu schaffen, das einen bewussten Kontrapunkt sowohl zu den Bautraditionen der

Herkunftsländer der vielen Einwanderinnen und Einwanderer als auch zum lokalen Architekturstil der Levante setzte.

Trotzdem ist „Bauhaus“ zum umgangssprachlichen Synonym des *International Style* in Tel Aviv geworden – nicht zuletzt, weil damit eine aussagekräftige Werbebotschaft transportiert wird, mit der sich zudem der Glanz einer realisierten Sozialutopie verbindet. Die Architektur der Stadt ist jedoch viel zu komplex, als dass sie schlichtweg als Bauhaus-Stil bezeichnet werden könnte. Sie vereint zahlreiche Theorien und Einflüsse diverser Protagonistinnen und Protagonisten der Moderne in sich. Tel Aviv hat somit vielmehr einen eigenen „glokalen“ architektonischen Ausdruck gefunden: einerseits geprägt von den europäischen Einflüssen, andererseits angepasst an die gegebenen klimatischen und kulturellen Bedingungen.

Gebauter Idealismus

Tel Aviv wurde überwiegend von einer Gruppe junger Architekten gestaltet, die Palästina zuvor für ihre Ausbildung verlassen hatten. Sie hatten in Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien oder Russland in den Werkstätten der berühmtesten Architekten der Avantgarde gelernt. Arieh Sharon, Shmuel Mestechkin, Shlomo Bernstein, Munio Gitai Weinraub und Chanan Frenkel gingen im Bauhaus in die Lehre, Joseph Neufeld studierte in Rom, Bruno Taut in Moskau, Zeev Rechter bei Erich Mendelsohn in Berlin, Samuel Barkai bei Le Corbusier in Paris. Dov Karmi, Benjamin Ankstein, Genia Awerbuch und zahlreiche andere erlernten ihr Handwerk in Rom, Gent, Venedig oder Neapel, später auch in Wien und Paris. Viele von ihnen wurden bedeutende Architekten im späteren Staat Israel. Angetrieben wurden sie von ihren durch die Moderne geprägten Anschauungen des damals herrschenden Zeitgeistes, und sie einte der Wunsch, ihre Überzeugungen in dem neugegründeten Staat in Beton zu fassen.

Einige von ihnen bildeten unter dem Namen „Chug“ (die hebräische Übersetzung der Berliner Architektenvereinigung „Der Ring“) eine Art „urbane Denkfabrik“. Es war diese Gruppe junger Visionäre, die durch die Schaffung einer einheitlichen, einfachen Architektursprache und die Erfüllung bestimmter stilistischer und ideologischer Kriterien versuchte, Probleme der zionistischen Bewegung zu beheben. Der neue Baustil sollte die kulturellen Unterschiede aller nach Palästina eingewanderten Juden überbrücken; der Aufbau der Moderne sollte der Aufbau des Landes sein: Wer ein entsprechendes Haus baute oder in einer entsprechenden Wohnung lebte, galt in jeder Hinsicht als Gleicher unter Gleichen. Während die Moderne auf diese Weise in Palästina neuen Schwung erhielt, wurde das sogenannte Neue Bauen in Deutschland als „jüdisch-bolschewistisch“ beziehungsweise „semitisch-orientalisch“ diffamiert – wie etwa im Falle der Weißenhofsiedlung in Stuttgart, die als „Araberdorf“ geschmäht wurde.

Um Einfluss auf die öffentliche Meinung zu nehmen, gab der Chug unter anderem eine Zeitschrift namens *Habinyan Bamizrach Hakarov* („Das Bauen im Nahen Osten“) heraus und richtete Architekturwettbewerbe aus. Dabei konnten innovative Ideen gefördert werden wie etwa das Bauen auf Pilotis. Diese offenen Pfeilerkonstruktionen erlauben zum einen, dass die Meeresbrise ungehindert – beziehungsweise unter den Häusern hindurch – durch die Straßen zirkulieren kann, zum anderen werden die Gebäude durch begrünte Durchgänge subtil mit der Straße verbunden. Tatsächlich gelang es dem Chug, die Ästhetik des Jischuw – jener Gemeinschaft zionistischer Juden, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Palästina niedergelassen hatten – zu verändern. Die zionistische Bewegung eignete sich die moderne Architektur an, die Bauten wurden zum architektonischen Ausdruck des Wunsches, eine neue nationale Identität zu schaffen. Die Moderne in Tel Aviv wurde zu einem Symbol der Geburt der neuen hebräischen Nation.

Lokale Adaption und Pflege

Wegen ihrer herausragenden kulturellen Bedeutung für die vielfältigen Trends der Architektur und Stadtplanung der Moderne wurde die Weiße Stadt 2003 von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt. Sie gilt heute als das größte zusammenhängende im frühen International Style errichtete Architekturensemble und umfasst insgesamt etwa 3700 Gebäude, von denen rund 1000 unter Denkmalschutz und 180 unter erhöhtem Schutz stehen.

Die Erklärung zum Weltkulturerbe führte zur Umsetzung eines einfach klingenden und doch komplexen Instandhaltungsplanes. Da sich die meisten Gebäude in privater



*Haus Morduch, Ydidiya Frenkel Street 32, 1938
Architekt Robert Hoff, Renovierung: Master Gal Architects
(Foto: Nir Ovadia)*

Hand befinden, sind die Verordnungen zum Bestandsschutz vor allem darauf ausgelegt, die relativ hohen Erhaltungskosten für die Bewohner bezahlbar zu machen. Dies geschieht, indem man auf den Dächern der denkmalgeschützten Gebäude Baugenehmigungen erteilt, wobei die durch die zusätzliche Wohnfläche erzielten Erlöse eingesetzt werden sollen, um die Renovierungskosten zu decken. Mit anderen Worten: Besitzer denkmalgeschützter Gebäude können die Instandhaltung ihrer Häuser finanzieren, indem sie ihr Haus um mindestens eine Etage aufstocken, die sie anschließend (teuer) vermieten oder verkaufen. In der Praxis können Baugenehmigungen für bis zu drei Etagen erteilt werden. Über die Renovierungsverpflichtung hinaus ist die Erteilung zusätzlicher Baugenehmigungen an weitere Auflagen geknüpft. So sind die Hausbesitzer verpflichtet, die Gebäude durch eine Verstärkung der bestehenden Bausubstanz erdbebensicherer zu machen; außerdem ist ein raketensicherer Schutzraum einzurichten, vorzugsweise in Form eines Schachtes im hinteren Bereich des Gebäudes, der von vorne nicht eingesehen werden kann. Bei der Planung der Erweiterungsbauten ist die Aufgabe der Architekten alles andere als einfach, müssen sie doch berücksichtigen, dass die Architektur der Moderne den Gebäudeproportionen einen immensen Stellenwert einräumte. Werden die Erweiterungen im gleichen Stil gebaut wie das ursprüngliche Gebäude, drohen die sensiblen horizontalen Proportionen verlorenzugehen. Ein Imitieren des ursprünglichen Stils macht es zudem unmöglich, zwischen Originalgebäude und Erweiterung zu unterscheiden. Werden hingegen alle Erweiterungen in einem abweichenden Architekturstil erbaut, würde diese neuartige „Oberstadt“ die historischen Gebäude in den unteren Etagen bald erdrücken. Erschwerend kommt hinzu, dass jedes Haus in Tel Aviv einen einzigartigen Charakter hat – daher ist es wichtig, sowohl die ursprünglichen Proportionen als auch die Position auf dem Grundstück jeweils



*Wohnhaus, Washington Blvd. 14, 1936
Architekt unbekannt, Renovierung: Amnon Bar Or – Tal Gazit Architects
(Foto: Amnon Bar Or – Tal Gazit Architects)*



*Haus Minzer, Rothschild Blvd. 18, 1934, Architekt Pinchas (Phillip) Hütt, Renovierung: Amnon Bar Or – Tal Gazit Architects
(Foto: Amnon Bar Or – Tal Gazit Architects)*

sorgfältig zu analysieren, ehe man sich an die Gestaltung einer Erweiterung macht.

Das Aufstockungskonzept dürfte bei manchen Denkmalschutzpuristen Stirnrünzeln hervorrufen. Doch die Stadtverwaltung zahlt durchaus einen hohen Preis für den Versuch, den historischen Stadtkern zu schützen, und wehrt sich tapfer gegen den enormen Druck seitens einiger Immobilienriesen, indem sie den Bau von Hochhäusern nur außerhalb des historischen Zentrums zulässt und hohe Kompensationsklagen von Investoren in Kauf nimmt. Die beiden primären Herausforderungen beim Bestandsschutz sind somit einerseits die Bedrohung durch Naturkatastrophen sowie andererseits das Ausloten von Wegen und Mitteln zur Förderung einer positiven Mentalität hinsichtlich des Erhalts des kulturellen Erbes der Weißen Stadt.

Seit 2015

In Zusammenarbeit mit der deutschen Bundesregierung rief die Stadt Tel Aviv-Jaffa 2015 das White City Center ins Leben, um das historische Erbe der Weißen Stadt zu pflegen. In einem ganzheitlichen Ansatz wird das Architekturensemble dabei in Verbindung mit allen Ebenen und sozioökonomischen Aspekten der wachsenden Metropole insgesamt gesehen. Das White City Center ist im Max-Liebling-Haus beheimatet, das 1936 von Dov Karmi als typisches Wohnhaus im Herzen der Weißen Stadt erbaut wurde. Es dient als zentrale Anlaufstelle für alle Belange, die mit dem Weltkulturerbe in Verbindung stehen. Das Liebling-Haus ist ein Informationsraum mit einem kleinen Café und Shop, ein Gemeinschaftsgarten, ein Forschungsbereich, ein Raum für Workshops sowie ein Raum für zeitgenössische Wechselausstellungen. Zudem findet ein Residenzprogramm statt, in dessen Rahmen Künstlerinnen und Künstler, die sich mit Stadtgestaltung auseinander-

setzen, nach Tel Aviv eingeladen werden. Die offizielle Eröffnung des White City Centers war im September 2019 im Rahmen der Feierlichkeiten zum 100. Jahrestag der Bauhaus-Gründung.

Mag es mit dem bestehenden Stadtentwicklungsplan auch zahlreiche Probleme geben, so liefert er doch die richtigen Antworten auf die heutigen Zwänge und Notwendigkeiten. Israel ist ein sehr junger Staat, kaum mehr als 70 Jahre alt, kämpft aber nach wie vor um sein Überleben. Vielen Israelis erscheint der Schutz des kulturellen Erbes, insbesondere der Moderne (die nicht unbedingt jeder ästhetisch ansprechend findet), wie ein Luxus – vor allem in Anbetracht der existenziellen Bedrohung, mit der das Land konfrontiert ist. Nichtsdestotrotz werden mit dem bestehenden Konzept der Gartenstadt von Geddes' einzigartige Ideen und die Proportionen der modernen Stadt geachtet und gewahrt, während zugleich Erneuerung und Entwicklung möglich sind. Das historische Herz der Stadt ist nicht so privilegiert, dass es einfach ein Museum werden könnte – es muss weiterhin auch als Zentrum der wichtigsten israelischen Großstadt funktionieren.

Die Autorin

Sharon Golan Yaron ist Architektin und Denkmalpflegerin sowie Mitbegründerin und Programmdirektorin des White City Centers Tel Aviv. (Foto: Yael Schmidt)



Vielschichtige Perspektiven. Zur Geschichte der HfG Offenbach

Von Petra Eisele, Mainz

Technische Lehranstalten: Hinter dieser aus heutiger Perspektive doch eher sperrigen Namensgebung verbirgt sich die Neuausrichtung einer ehemaligen Kunstgewerbeschule, die durch ihre sehr frühe Verzahnung mit der Industrie zukunftsweisende gestalterische Positionen entwickelt hat. Dahinter verbirgt sich auch ein Teil der Geschichte der heutigen Hochschule für Gestaltung (HfG) in Offenbach

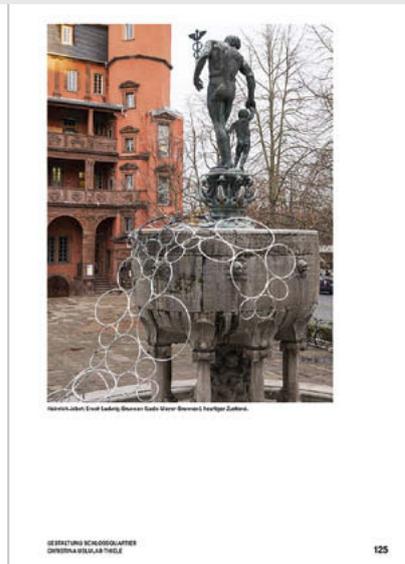
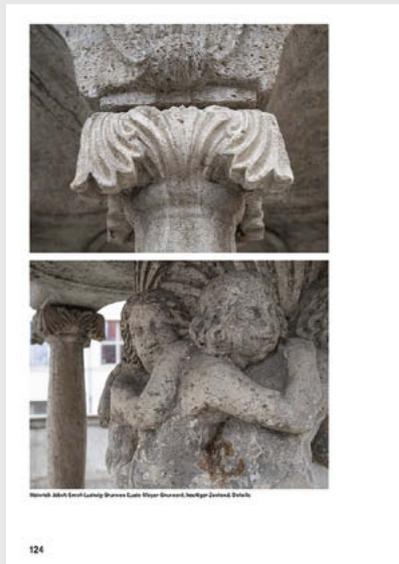
Nachdem der Historiker Andreas Hansert die Rolle der Hochschule im Nationalsozialismus kritisch aufgearbeitet hat, folgt nun ein weiterer Band, in dem die vielfältigen inhaltlichen Perspektiven der „Technischen Lehranstalten“ zwischen 1902 und 1933 erstmals zusammenfassend behandelt werden. Detailliert ausgearbeitet wird hier die Genese einer wichtigen Ausbildungsstätte, die als Bindeglied zwischen der Darmstädter Mathildenhöhe und dem Aufbruch reformierter Kunstgewerbeschulen in Berlin, Weimar, Düsseldorf oder Breslau zu gelten hat. Deutlich werden aber auch die Höhen und Tiefen einer Lehranstalt, die stark an die Erfolge des regionalen Gewerbes und der lokalen Industrie geknüpft und damit im positiven wie negativen Sinne an deren wirtschaftliche Prosperität gebunden war.

Mit der inhaltlichen Konzeption dieses Bandes gelang es den beiden Herausgebern Christian Welzbacher und Kai Vöckler, der komplexen und vielfältigen Entstehungsgeschichte der heutigen HfG durch vielschichtige Perspektiven zu entsprechen. Zum einen, indem Welzbacher einen sehr aufschlussreichen Überblick zu Details der Entstehungs- und Konsolidierungsphasen der „Technischen Lehranstalten“ gibt. Kenntnisreich eingebettet in die wechselvollen kultur- und wirtschaftspolitischen Kontexte, setzt er die Geschichte der Schule in Relation zu den unterschiedlichen Reformbemühungen der Gestaltungsavantgarde. Zum anderen ermöglichen die zahlreichen kürzeren Beiträge mit ihren prismenhaften Perspektiven eine kaleidoskopartige individuelle Zusammenstellung der Themen. Der damaligen Ausrichtung der Schule entsprechend wird ein starker Schwerpunkt auf den städtebaulichen Kontext, architekturhistorische Details, insbesondere des von Hugo Eberhardt errichteten Schulbaus sowie dessen baukünstlerische Ausstattung ge-

legt. Auf gestalterischer Ebene interessieren Lehrer wie die Grafiker Franz Franke oder Ludwig Enders, die Typografen und Schriftgestalter Rudolf Koch und Ernst Engel, der Buchbinder Ignatz Wiemeler oder der Maler Heinrich Holz. Und natürlich stehen die großen Mäzene wie Ludo Mayer und Siegfried Guggenheim sowie die engen Kooperationen mit wichtigen Offenbacher Betrieben im Zentrum des Interesses, so der Schriftgießerei Klingspor oder dem Druckbetrieb Wilhelm Gerstung. Darüber hinaus wird das Verhältnis zu wichtigen Institutionen wie der Darmstädter Mathildenhöhe oder – am Beispiel von Walter Schwagenscheidt, Max Cetto und Bernhard Hermkes – zu Protagonisten des „Neue Frankfurt“ vorgestellt. Lohnenswert ist auch der Blick auf die spezielle und sich langsam emanzipierende Rolle der jungen Frauen an den Kunstgewerbeschulen und Technischen Lehranstalten seit der Jahrhundertwende, wie sie Christina Uslular-Thiele zusammenfasst.



Fotoprojekt "From the Archives" von Malte Säger



Dass eine historische Reflexion auch aus gestalterischer Perspektive glücken kann, verdeutlicht das typografische Konzept des Bandes. Der HfG-Student Michel Bütepage und Prof. Sascha Lobe, der das Buchprojekt gestalterisch betreute, verweisen mit der Schrift „Permanent“ auf Karlgeorg Hofer, der an der Offenbacher Schule ausgebildet, dort nach dem Zweiten Weltkrieg über Jahrzehnte hinweg als Lehrer für Schrift tätig war. Für die Schriftgießerei Ludwig & Mayer entwickelte er ab 1962 die „Permanent“, die er über zehn Jahre hinweg ausbaute. Dass deren gestalterische Qualitäten heute wieder neu geschätzt werden, verdeutlicht zum einen die Digitalisierung zwei ihrer Schnitte; zum anderen ihr Einsatz in dieser sowohl was die Papier- als auch die Formatwahl betrifft in jeder Hinsicht angenehm gestalteten Publikation. Damit gelingt es den beiden Designern, den Bogen gestalterisch sensibel nicht nur in die Vergangenheit der eigenen Institution, sondern auch vice versa von der Vergangenheit wieder zurück in die Gegenwart zu schlagen, ohne den Inhalt zu dominieren.

Die extrem unscharfe Schwarzweißfotografie auf dem Buchumschlag, die das heutige Schulgebäude lediglich erahnen lässt, bringt das gesamte Unternehmen visuell auf den Punkt: Es handelt sich in der Tat um eine erste Annäherung, um den Versuch, einzelne, besonders charakteristische Aspekte und gestalterischen Positionen genauer zu betrachten. So verweist der Untertitel des Bandes ganz explizit auf ein schwieriges Unterfangen – der rückblickenden Annäherung an die wechselvolle und vielfältige Geschichte der heutigen Hochschule für Gestaltung in Offenbach. Dies ist den Herausgebern, Autorinnen und Autoren sicherlich gelungen mit ihren gründlich in den Archiven recher-

chierten Beiträgen, die auch zahlreiche bislang wenig oder nicht bekannte Abbildungen beinhalten. Ihnen ist es gelungen, indem sie nicht nur die vielschichtigen Perspektiven hinter der sperrigen Namensgebung, menschliche Beziehungen und institutionelle Verflechtungen, sondern auch und vor allem immer wieder weitere drängende Forschungsfragen aufzeigen: insbesondere die nach einer Bewertung der „Offenbacher Moderne“ – einem eigenen „dritten Weg“ zwischen Zweck- und Kunstform, zwischen radikaler Progressivität und konservativen Positionen. Fragen, zu denen sicherlich weitere detaillierte Annäherungen nötig sind: Die inhaltliche Fortsetzung bleibt also spannend.

Die Autorin

Dr. Petra Eisele ist Professorin für Designgeschichte und Designtheorie an der Hochschule Mainz.



Zum Buch

Die Technischen Lehranstalten Offenbach am Main 1902 – 1933. Eine Annäherung, hrsg. von Christian Welzbacher und Kai Vöckler. Stuttgart: av edition, 2020, 253 S., zahlr. Abb. Mit Beiträgen von Jürgen Eichenauer, Inez Florschütz, Isabelle Gräfen, Philipp Gutbrod, Andreas Hansert, Bianca Limburg, Rosita Nenzo, Stefan Soltek, Christina Treutlein, Christina Uslular-Thiele, Kai Vöckler, Christian Welzbacher.

Die Bibliothek der Frankfurter Küchen

Von Laura J Gerlach, Frankfurt am Main

Das Projekt Die Bibliothek der Frankfurter Küchen hat sich zum Ziel gesetzt, die heute noch existierenden Frankfurter Küchen aufzufinden, sie fotografisch zu dokumentieren und in einem digitalen Archiv für die Nachwelt zu sichern. Denn die berühmte Ur-Einbauküche aus den 1920er Jahren mit ihrer besonderen, bereits damals hochmodernen Ausstattung droht zu verschwinden

Die von Margarete Schütte-Lihotzky als Mitarbeiterin der Typisierungsabteilung des Frankfurter Hochbauamts entwickelte Einbauküche wurde so konzipiert, dass sie eine möglichst lange Lebensdauer hat. Geplant war eine Nutzungsdauer von 30 bis 35 Jahren. Tatsächlich sind, wie heute zu sehen, die Frankfurter Küchen weitaus haltbarer. Gefertigt in Vollholz von Schreinereien aus Frankfurt und Umgebung, auf Maß eingesetzt und mit Metalleisen in der Wand verankert, halten sich einige bald 100 Jahre. Frankfurter Küchen sind auch heute noch in Wohnungen der Siedlungen des Neuen Frankfurt im täglichen Einsatz, wenn auch in den meisten Fällen nur noch in Teilen und ergänzt um zeitgemäße Accessoires wie Spülmaschine, Kühlschrank, Mülltrennstation.

Der Umgang mit der berühmten Designikone ist mehr als widersprüchlich: Während Spezialisten und Fans die Küchen(teile) sammeln, als Einheit restaurieren, sogar ins Museum bringen oder für beachtliche Preise kaufen und verkaufen, fliegen bis heute kontinuierlich – verkannt oder missachtet – Frankfurter Küchen auf den Sperrmüll. Die Frankfurter Küche als Alltagsmöbel ist vom Verschwinden bedroht.

Das Kunstprojekt Die Bibliothek der Frankfurter Küchen macht sich zur Aufgabe, fotografisch zu dokumentieren, welcher Bestand an Frankfurter Küchen heute noch existiert, sei es in privaten Haushalten, in Museen oder auch in Büros. Aufwändig ist die Ermittlungsarbeit, sprich das Auffinden heute noch vorhandener Küchen. Alle Küchenbesitzer, die sich melden sind überaus wertvoll für das Projekt. Mit deren Einverständnis erfolgt die fotografische Erfassung in 360°, einer besonderen Technik, durch

die die Räumlichkeit des Sujets als Einheit und in einem Bild vollständig erfasst wird. So kann dem späteren Betrachter in Evidenz vermittelt werden, was die Gesamtheit des Küchenraums beinhaltet und ausmacht. Sei es mittels Panoramabild, als Virtual Reality mit VR-Brille oder als analoge Runduminstallation: Die jeweilige Küche öffnet sich dem Betrachter und das Modulhafte wie das Serielle der dokumentierten Küchen wird sichtbar, aber auch individuelle Gebrauchsspuren als Zeugnisse der Nutzung. Dergestalt ist Die Bibliothek der Frankfurter Küchen ein Archiv zum Betrachten, Erfahren, Erforschen und Bewahren einer der wichtigen Designikonen unserer Zeit – aus Frankfurt stammend, international anerkannt, bewundert und gesammelt!

Die Autorin

Laura J Gerlach lebt als freie Künstlerin und Fotografin in Frankfurt am Main. Ihre fotografischen Sujets sind fast ausschließlich dokumentarisch und seriell, befassen sich mit Raum und Atmosphäre. Die Serie Die Bibliothek der Frankfurter Küchen ist ein Langzeitprojekt, mit dem sich Gerlach seit 2010 befasst. Die verschwindende Stilikone soll dabei dauerhaft für die Nachwelt bewahrt und im Medium der digitalen Fotografie ortsunabhängig zugänglich gemacht werden. (Foto: Günter Pfannmüller)



Zum Weiterlesen

Informationen unter: bibliothek-der-frankfurter-kuechen.de



Von oben: Frankfurter Küche #1, Im Heidenfeld, Siedlung Römerstadt; Frankfurter Küche #10, Höhenblick, Siedlung Höhenblick; Frankfurter Küche #16, Wittelsbacher Allee, Siedlung Bornheimer Hang (Fotos: Laura J Gerlach)





Lieblingsfoto der Redaktion

Kein Bild und keine Dekoration lenken ab von den angebotenen Wurstwaren der Metzgerei in der Bruchfeldstraße 109 in der Siedlung Niederrad. Einer derartigen Ablenkung von den handwerklich hergestellten Lebensmitteln bedurfte es auch nicht, denn die Qualität allein sollte die Kunden überzeugen. Akkurat aneinander gereiht heben sich die dunklen Würste von den hellen Wänden ab. Den gleichen, strichcodeartigen Kontrast – nur in horizontaler Ausrichtung – bildet die schwarz-weiß geflieste Theke. Sie entstand nach einem Entwurf des Architekten Carl-Hermann Rudloff im Februar 1927. Er entwarf einen klinisch rein wirkenden Verkaufsraum, der vom Boden bis unter die Decke mit weißen Platten versehen war. Selbst die Uhr im Hintergrund war Teil des Fliesen spiegels. Die Auslagen auf der aus weißem Marmor gefertigten Thekenarbeitsplatte wurden aus hygienischen Gründen durch eine Vorrichtung aus Glasscheiben, die von Stützen aus Nickel gehalten werden, von den Käufern abgeschirmt. (ct)

Foto: Hermann Collischonn (emg, NL Rudloff, Inv.-Nr. 05.08(06+07).01)



Wie hässlich ist das Neue Frankfurt?

„Nicht nur Schönes, leider auch und gerade Hässliches sticht ins Auge. Manches grenzt an Körperverletzung, etwas, gegen das wir uns nicht wehren können. Vieles ist auch kurios.“ so beschreibt das hr-Fernsehen die eigene Sendereihe „Hässliches in Hessen“ von Holger Weinert. Bisweilen geht es in der Sendung, die Architektur und Städtebau thematisiert, wenig seriös dafür aber arg geschmäckerlich zu. Im Sommer nahm Weinert die Siedlungen des Neuen Frankfurt unter die Lupe und dabei die Auswüchse privater Anbauten in Praunheim sowie die Kunststofffenster der ABG in der Römerstadt aufs Korn. Welche Ziele die Stadt Frankfurt und die ernst-may-gesellschaft bei den anstehenden Sanierungsmaßnahmen haben, erläuterten ihm Planungsdezernent Mike Josef und der stellvertretende Vorsitzende der emg Dr. Wolfgang Voigt. (ps)

Anzeige

„Toll, dass ich so einfach soziale Projekte in unserer Stadt unterstützen kann.“

Vicky

MAIN FRANKFURT
Eine Initiative der Frankfurter Sparkasse.

www.mainFrankfurt.org

Kontext, Kontrast, Kontinuität

CONTEXT, CONTRAST, CONTINUITY

– Heritage Conservation and Urban Development

הקשר, ניגודיות, המשכיות

– שימור מורשת ופיתוח עירוני

KONTEXT, KONTRAST, KONTINUITÄT

– Erhalt des kulturellen Erbes und Stadtentwicklung

12. Nov. 2020 Built Heritage in Modern Metropolises. Urban Development and Cultural Heritage under Pressure

10. Dec. 2020 Haifa & Frankfurt: Market Halls of the 20th Century – Preserving, Renewal and Re-Use of Modern Monuments

14. Jan. 2021 Ernst May Haus Frankfurt and Max Liebling Haus Tel Aviv – Exhibiting and Visiting an Architectural Monument?

11. Feb. 2021 Outstanding 20th Century Heritage – World Heritage Sites and World Heritages Initiatives in Germany and Israel

LIVESTREAM 7PM CET / 8PM IDT

[facebook.com/architekturmuseum](https://www.facebook.com/architekturmuseum) & [facebook.com/lieblinghaus](https://www.facebook.com/lieblinghaus)
More information: www.dam-online.de & www.lieblinghaus.org

40TH ANNIVERSARY OF THE

CITY PARTNERSHIP

TEL AVIV YAFO – FRANKFURT

Die Online-Veranstaltungsreihe „Kontext, Kontrast, Kontinuität – Erhalt des kulturellen Erbes und Stadtentwicklung“ entstand in Kooperation zwischen dem Liebling Haus – White City Center (Tel Aviv Yafo), dem Deutschen Architekturmuseum und der ernst-may-gesellschaft (Frankfurt am Main) sowie ICOMOS Deutschland und ist dabei Teil des 40. Jubiläums der Städtepartnerschaft Tel Aviv Yafo und Frankfurt am Main. In live übertragenen Zoom-Gesprächen setzen sich Experten aus Israel und Deutschland unter dem Leitthema Denkmalschutz in wachsenden Metropolen und Großstädten auseinander. Wie können historisch gewachsene, sensible Stadtstrukturen oder auch Einzelbauten dem

Druck der Immobilienwirtschaft, dem Wohnungsmarkt oder auch anderweitigen Veränderungen standhalten? Was tun die Städte, die Politik und die Gesellschaft, um das kulturelle Erbe zu schützen? Wie können bestehende Bauten in die Entwicklungen integriert und ergänzt werden? Diesen und anderen Fragen widmen sich WissenschaftlerInnen und Akteure aus beiden Ländern.

Nachdem im November unter dem Titel „Gebauter Erbe in modernen Metropolen – Stadtentwicklung und Kulturerbe unter Druck“ diskutiert wurde, erörterte man im Dezember die Revitalisierung, Sanierung und Neunutzung historischer Markthallen (Großmarkt-

halle Frankfurt und Talpiot Haifa Market). Am 14. Januar 2021 werden Sharon Golan Yaron und Klaus Klemp über die Musterhäuser Liebling-Haus (Tel Aviv) und mayhaus (Frankfurt am Main) sprechen und am 11. Februar 2021 verfolgt eine weitere Expertenrunde das Thema „Offenes Erbe des 20. Jahrhunderts – Weltkulturerbestätten und -Initiativen in Deutschland und Israel“.

Die Liveübertragungen können Sie jeweils um 19 Uhr auf der Facebookseite des Deutschen Architekturmuseum besuchen: [facebook.com/architekturmuseum](https://www.facebook.com/architekturmuseum) (ps)

Küchenlager im Aufbau



Rechts, der Blick in das neue Küchenlager
Oben: Roswitha Väth im Gespräch mit Astrid und
Martina Debus
(Fotos: Peter Paul Schepp)

Seit den 1980er Jahren wurden immer wieder gut erhaltene Exemplare der Frankfurter Küche aufgespürt und geborgen, die im Zuge der Wohnungsrenovierung in den verschiedenen May-Siedlungen nach und nach ausgesondert worden waren. Mit dem systematischen Sammeln der „Fundstücke“ hat vor allem die *Stuttgarter Gesellschaft für Kunst und Denkmalpflege* (SGKD) um ihre Vorsitzende Astrid Debus-Steinberg und den 2001 verstorbenen Kunsthistoriker Franz J. Much begonnen. Nach mehr als 30 Jahren hat sich die Gesellschaft entschlossen, die Sammlung abzuschließen und der ernst-may-gesellschaft zu übereignen.

Im April 2020 rollten drei große Möbelwagen am ehemaligen Neckermann-Lager in Fechenheim vor. Inzwischen haben Roswitha Väth und Peter Paul Schepp die Stuttgarter Sammlung mit unseren eigenen Fundstücken auf insgesamt 200 m² Mietfläche zusammengeführt. Die zahlreichen Artefakte werden derzeit sortiert, klassifiziert und zu übersichtlichen Präsentationseinheiten verbunden. (ct)

Gewinnspiel:

Ein neues Buch zur Frankfurter Küche

Im August 2020 ist das lange erwartete Buch „Das Neue Frankfurt und die Frankfurter Küche“ erschienen. Nach einem Vorwort der Herausgeber betrachten sieben Autorinnen und Autoren mit sehr unterschiedlichen Herangehensweisen die Frankfurter Küche. Das Buch gibt neue Perspektiven auf das Thema Frankfurter Küche preis, zeigt aber gleichzeitig, dass eine wissenschaftliche Aufarbeitung noch längst nicht erschöpft ist. Der von Klaus Klemp und Matthias Wagner K herausgegebene Band erschien im Axel Dielmann-Verlag und ist für 20 Euro (17,50 Euro für Mitglieder der emg) unter anderem im mayshop erhältlich. (ct)

Wie viele Aluminiumschütten hat die Frankfurter Küche im mayhaus*?

Unter den bis zum **31. März 2021** eingegangenen richtigen Antworten verlosen wir drei Exemplare des Buches.

Senden Sie eine Postkarte mit der Lösung an:
ernst-may-gesellschaft e.V., Hadrianstraße 5, 60439 Frankfurt am Main. **Viel Glück!**

* Im Burgfeld 136, Römerstadt



mayhaus – Ein Buch zum Musterhaus

Im Corona-Jahr 2020 hat das Team der emg sich endlich an ein Projekt gewagt, das seit langem gewünscht ist und immer wieder von Besucher*innen des mayhauses nachgefragt wird: das Buch zum mayhaus! Wir haben dafür im Sommer unser Musterhaus von dem Fotografen Simon Keckeisen vom Keller bis zur Kammer neu aufnehmen lassen. Dabei sind wunderbare Fotos entstanden, die neben historischen Aufnahmen und Plänen den visuellen Kontext zu den Texten von Elisa Lecointe, Ulrike May, Annika Sellmann, Philipp Sturm und Christina Treutlein bilden. Über diese Textebene, die sich von der Stadt über die Siedlung und dann die Straße in das Gebäude zoomt, wird das mayhaus inklusive der bekannten Frankfurter Küche bauhistorisch und soziokulturell eingeordnet. Gestaltet wird die Publikation von dem Frankfurter Büro Profi Aesthetics und erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2021 im Stuttgarter Verlag avedition. Seien Sie gespannt! (ps)

Veranstaltungen

Im Sommer und Herbst 2020 hatten wir auf Veranstaltungen an der frischen Luft gesetzt und wurden nicht enttäuscht. Es gab reges Interesse, die Anmeldelisten waren voll und das Wetter zeigte sich immer von seiner besten Seite



Den Anfang machten wir mit Kleingartenführungen im Juni, Juli und August. Katharina Rohloff und Jens Reuver, die zusammen mit dem Gartenteam viele ihrer durch den Lockdown frei gewordenen Stunden in den Mustergarten investierten, führten durch die Anlage und stellten Max Brommes Gartenpläne aus den 1920er Jahren vor.

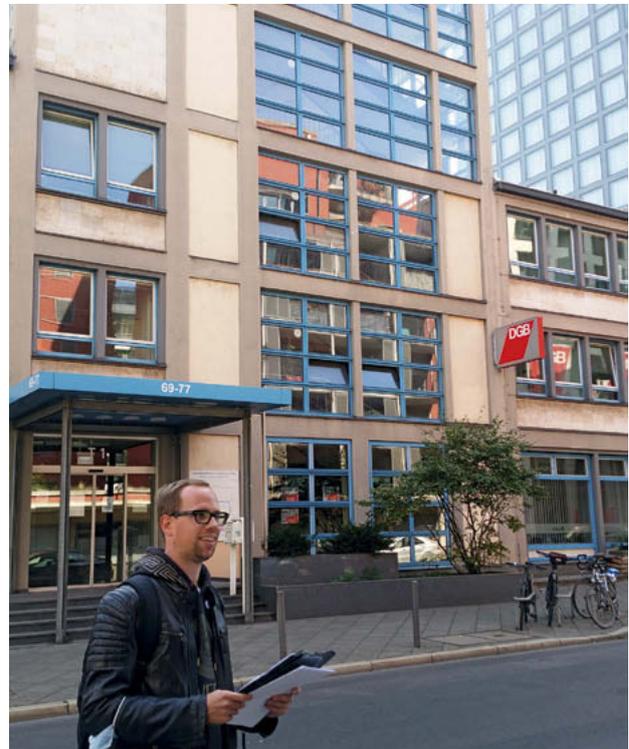


Die zunächst verschobene mayführung 110 konnte im Juli nachgeholt werden. Heike Kaiser vom Denkmalamt Frankfurt erläuterte während eines Rundgangs durch die Römerstadt die Sanierungsmaßnahmen der vergangenen 40 Jahre.



Einen Blick in die revolutionäre Heilig-Geist-Kirche durften wir im Rahmen der mayführung 111 werfen. Christina Treutlein führte die Gruppe durch die May-Siedlung im Riederwald und übergab nach Ausführungen zur Bauhistorie das Wort an Sebastian Wolff vom dortigen Nachbarschaftsbüro, der über das Leben im Riederwald heute und seine Arbeit berichtete.





Die mayführung 112 war eine Radtour durch die Frankfurter Innenstadt, bei der Alexander Brockhoff und Christina Treutlein im September Ludwig Landmanns Visionen für die Stadt am Main thematisierten.

Anfang November schließlich gab es die seltene Gelegenheit, das wenig bekannte (ehemalige) Sendegebäude der Südwestdeutschen Rundfunk AG zu besichtigen. Die mayführung 113 leiteten Roswitha Väth, Klaus Strzyz und Andreas Odenkirchen, Leiter der Bibliothek der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst. (ct)

(Fotos: Katharina Rohloff, Peter Paul Schepp, Philipp Sturm, Christina Treutlein)

Ulrike Wagner †

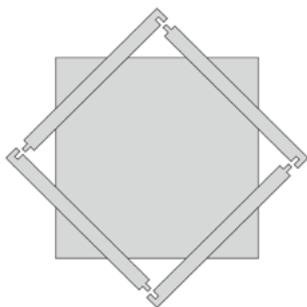
Im September 2020 ist nach langer und schwerer Krankheit die Gestalterin Ulrike Wagner verstorben. Sie hat seit Frühjahr 2016 ehrenamtlich für die ernst-may-gesellschaft elf Ausgaben des maybriefs gestaltet und gesetzt.

Mir persönlich bereitete die gemeinsame Heftgestaltung bei Tee und Kaffee regelmäßig große Freude; oft haben wir uns dabei über die Krankheit und den Willen nach Leben unterhalten. Einige ihrer Wünsche, die sie noch hatte, konnten nun leider nicht mehr in Erfüllung gehen. Ich möchte mich im Namen der emg herzlichst für diese Zusammenarbeit bedanken. – Philipp Sturm



BIRGIT ZOEPF

SCHREINEREI BIRGIT ZOEPF



SCHREINEREI

HANDWERKSMEISTERIN IN DER DENKMALPFLEGE
AUSGEZEICHNET MIT DER GOLDMEDAILLE FÜR
HERAUSRAGENDE LEISTUNGEN IN DER DENKMALPFLEGE
IN EUROPA

BUERGERMEISTER-DR.-NEBEL-STRASSE 1b
97816 LOHR AM MAIN
TELEFON 09352 6746
FAX 09352 7878
EMAIL birgit.zoepf@schreinerei-zoepf.de

moderneREGIONAL

Online-Magazin für Kulturlandschaften der Nachkriegsmoderne

täglich frische Meldungen
alle 2 Wochen ein Newsletter
alle 3 Monate ein Themenheft
immer kostenfrei und unabhängig

www.moderne-regional.de

Impressum

herausgeber

ernst-may-gesellschaft e.v.
hadrianstrae 5, 60439 frankfurt am main
telefon +49 (0)69 15343883
post@ernst-may-gesellschaft.de
www.ernst-may-gesellschaft.de

redaktion

philipp sturm V.i.S.d.P.
ulrike may, christina treutlein

autoren dieser ausgabe

karin berkemann, sabine borchers, petra
eisele, laura j gerlach, sharon golan yaron,
wilhelm hagen, jörg schilling, suse schmuck,
philipp sturm (ps), oliver sukrow, christina
treutlein (ct), wolfgang voigt, reprint: judith
antlfinger

gestaltung, layout und satz

astrid kumpfe

druck:

reproplan, frankfurt am main
die in einzelnen namentlich gekennzeichneten beiträgen geäußerten wertungen
und positionen spiegeln nicht unbedingt die
meinung der redaktion wider. alle rechte an
texten und bildern liegen bei der ernst-may-
gesellschaft und den autorinnen.

vorstand

prof. dr. klaus klemp (vorsitzender)
dr. peter paul schepp (stellvertreter und
schatzmeister)
dr. wolfgang voigt (stellvertreter)
dr. konrad elsässer
ulrike may
max mihm
dr. klaus strzyz
roswitha vath
dr. christos vittoratos

wissenschaftlicher beirat

prof. dw dreysse
dr. thomas flierl
dr. eckhard herrel
dipl.-ing. heike kaiser
dr. claudia quiring

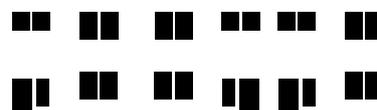
kuratorium

dr. evelyn brockhoff
prof. roland burgard
prof. dr. christian freigang
prof. luise king
dr. gerd kuhn
dr.-ing. wolfgang voigt
prof. dr. martin wentz

schirmherrschaft

peter feldmann, oberbürgermeister
der stadt frankfurt am main

ISSN: 2367-3141



ernst-may-gesellschaft e.v.



Wir erkennen die Anforderungen von Morgen, nehmen sie an und arbeiten kontinuierlich an Verbesserungen.